Konkret

Magazin für Politik und Kultur

Heft 10 Oktober 1996 6,- DM € 4149 E

RAF-»Reise«-Film
Vespers & Söhne

Brigadisten
zum
Abschuß frei

WALLMANN

ANFÄNGE EINER KARRIERE

in konkret Oktober 1986

von Konkret

Buch des Monats: Die Sexualrevolutionäre büffeln Libido von Gunter Schmidt

Über die »Notizen zur Geschichte des Fühlens« von Günther Anders

an Konkret

Maiers Lébönn von Hermann L. Gremliza

Zum Abschuß freigegeben von Georg Hodel

Rund 119 000 Brigadisten aus Westeuropa strömten in den letzten drei Jahren nach Nicaragua. Acht Westeuropäer wurden von der Contra ermordet, 17 entführt. Auf Druck verschiedener europäischer Regierungen mußte Nicaragua jetzt die Aufbau-Gruppen aus den Kriegszonen zurückziehen. Wird die Bewegung der Solidaritätsreisenden trotzdem in gleicher Stärke weitergehen? Haben die Aufbauhelfer Nicaragua überhaupt genutzt? Oder handelt es sich nur um einen Abenteurerurlaub jenseits der blitzeblanken Camel-Pfade?

»Es gibt keinen in unserer Partei, der sagt, er werde benachteiligt, weil er eine Frau ist« von Andreas Juhnke

Frauen in den bundesdeutschen Parteien kommen langsam oder meistens gar nicht. In Hamburg haben sich die etablierten Parteien wieder einmal alle Mühe gegeben« frauenfreundlich zu scheinen und gleichzeitig die Frauen auf weniger aussichtsreichen Listenplätzen zu versenken. Die Ausnahme ist die GAL: sie geht mit einer reinen Frauenliste in die Wahl

Mensch Bulle von Martin Rick

Was ist nun? Polizisten, sind das Bullen oder auch Menschen? Kollegen, weil sie auch in der Gewerkschaft sind? Oder gar Demonstranten in der Inneren Emigration? Einige haben manchmal eine. eigene Meinung: sie sagen, beispielsweise, Ja zu Nein oder auch umgekehrt. Für ein bißchen mehr Realismus Plädiert Martin Rick.

Sicher, sicherer, am deutschesten von Ilse Tweer

Die Propagandisten der Atomenergie werden nicht müde zu behaupten, die deutschen Reaktoren« seien die sichersten der Welt. Mit dem Schlagwort der »deutschen Sicherheit« wird gelogen, daß sich die Balken biegen und die Bolzen fliegen, denn die Untersuchungsmethoden der Technischen Überwachungsvereine und der Atomindustrie sind alles andere als vertrauenerweckend. Ein paar Gedanken über die Sicherheit westdeutscher Atomkraftwerke

Die Demolierung Österreichsoder Der Weg in den demokratischen Faschismus von Michael Scharang

Die Wahl Waldheims zum Bundespräsidenten ist kein Wunder. Die Geschichte dieses Mannes weist dem Land den zukünftigen Weg. Waldheim repräsentiert den Weg. Mit ihm sind viele. Man muß sie nur kennenlernen.

Kohl befiehl, wir folgen von Otto Köhler

Der Kanzler von Gnaden der späten Geburt kann aufatmen. Die Historiker, die ihm sein Haus der Geschichte bauen, haben ihre Schulaufgaben gemacht. In einer Rückbesinnung ohnegleichen vollziehen sie das, was er Ende August als »Renaissance des Geschichtsbewußtseins« bejubelte. Helmut Kohl weiß wozu das gut ist: »Die Wähler erwarteten Führung und Autorität.« Anfang Oktober tritt ein Einsatzkommando zu allem entschlossener Historiker im Reichstag zu Berlin (Wes) an, um ein für allemal die Eigentumsverhältnisse an der deutschen Geschichte

festzuschreiben.

Walter Wallmanns Kampfzeit von Georg Fülberth

Eine Grinsebacke ersten Ranges hat sich da der Bundeskanzler ins Kabinett geholt. Von ihm darf er erwarten, was er von allen, die ihm umgeben, erhofft.- Dienernde Glätte. Georg Fülberth erinnert an die frühen Jahre des jetzigen Ministers

Magazin

Bücher von Matthias Altenburg

Ali hinter den Spiegeln von Aysel Özakin

Seit Wallraffs Millionen-Hit haben wir die »Seid-lieb-zu-den-Türken-Schwemme«. Eine türkische Schriftstellerin versucht sich den Freundlichkeiten zu entziehen

Der Wille zum Buch von Eckhard Henscheid

Hans Dietrich Genscher hat im Leben soviele Autobahnraststätten, Landebahnen und Wildparks aufgesucht - warum also nicht auch einmal die Frankfurter Buchmesse. Aber wer hätte gedacht, daß damit der Weltgeist seine Aufwartung machte. Eckhard Henscheid begleitete ihn

Piwitts kleines FeuilletonDeutschland ist eine Form von Heimweh nach Italien von Hermann Peter Piwitt

Re-Education in der Provinz Die Geburt Großdeutschlands aus dem Geist des Judentums/Mutter auf Entdeckungsreise/ Utopie im Modellbau-Set/Zeitgeist Seefahrt

Frauenkörper von Wendy Chapkis

Trotz Feminismus gilt immer noch die Männerregel: Eine Frau ist ihr Körper. Und den hat sie unter Kontrolle zu halten. Die Maßstäbe dafür sind weltweit dieselben. Wendy Chapkis über die Politik mit der Schönheit.

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Lou Reed von Harald Inhülsen

Ein transatlantisches Telefonat mit dem Rock-Veteranen

Verspers & Söhne von Gertrud Koch

Schon wieder: Die RAF im Kino. Diesmal hat Bernward Vespers 'Die Reise' den Stoff geliefert. Für einen politischen Film?

»Sah ich danach nie wieder irgendjemanden, den ich vorher gesehen hatte« von Karl Bernhard

Auf der Biennale in Venedig teilten sich den Hauptpreis, den Goldenen Löwen, zwei Flüchtlinge: Sigmar Polke, geboren im Deutschen Reich, aufgewachsen und ausgebildet in der DDR, zu Anerkennung, Ruhm und Ehre gekommen in der BRD, und Frank Auerbach, der 55jährige Brite, dessen Name auch Hinweis auf seinen Weg ist

Appetithappen von Günter Amendt

Hat irgendwer Lust auf 'ne kleine Zwischenmahlzeit? Was soll’s, Lust oder keine, es wird besprochen, was über den Ladentisch auf den Plattenteller kommt, auch wenn Bob Dylan mit seinem in fünf Studioküchen zusammengestellten Album Knocked Out Loaded nur einige Appetizer serviert.

Versöhnt und gespalten - Die Arbeiterbewegung in den USA von Ernest Mandel

Weshalb gibt es keine sozialistische Massenbewegung in der führenden kapitalistischen Industrienation mit der zahlenmäßig größten Lohnarbeiterschaft der

Welt?

Schone Beute von Michael Kunitzsch
Über Bilder, Banken und Mäzene

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 10/86, S. 4

von Konkret

1. Die »Emma«, das »Magazin von Frauen für Frauen«, Heft 9/86, schreibt über Erfahrungen, die Alice Schwarzer 1974 mit einem Artikel über den Prozeß gegen Judy Andersen und Marion Ihns gemacht habe:

Bei dem Versuch, über diesen spektakulären Prozeß, der längst zum Kesseltreiben gegen alle Frauen, die Frauen lieben, ausgeartet war, seriös zu berichten, holte sie (Alice Schwarzer) sich nur Absagen. Gerade auch linke und liberale Sendungen (wie »Panorama«) und Zeitschriften (wie »Spiegel« und »Pardon«), für die sie sonst arbeitete, ließen sie abblitzen. Nur KONKRET veröffentlichte den Artikel - allerdings stark zensiert. Für eine kritische Berichterstattung über Frauenhatz war 1974 in den Medien kein Platz.

Zwanzig Seiten später heißt es in »Emma«, Alice Schwarzers Beitrag sei von KONKRET »ohne Rücksprache mit der Autorin gekürzt« worden. Da an dieser Stelle der Vorwurf einer »starken Zensur« nicht zurückgenommen wird, kann die »Kürzung ohne Rücksprache« nur als die Beschreibung der spezifischen Form begriffen werden, in der KONKRET Zensur ausgeübt hat. Alice Schwarzer wurde demnach durch die Kürzung ihres Artikel von KONKRET daran gehindert, kritisch über das Kesseltreiben gegen Frauen, die Frauen lieben, zu berichten. Der Versuch des damals verantwortlichen Redakteurs (Gremliza), die Streichung einiger Absätze in Alice Schwarzers Text mit dem Mangel an Platz für ein spät und unerwartet, nämlich erst nach Versuchen der Autorin bei »Panorama«, »Spiegel« und »Pardon« angebotenes Manuskript zu begründen, müßte an der erweislichen Wahrheit scheitern, daß Gremliza nicht nur kein Feminist ist, sondern bereits vor Jahren in »Emma« des Tragens einer Lederjacke überführt werden konnte - wäre also ganz sinnlos, - hätte nicht Alice Schwarzer 1982 und 1985, also acht bzw. elf Jahre nachdem ihre Meinung in und durch KONKRET so schwer verunstaltet worden war, in ihr Buch »Mit Leidenschaft« ihren Beitrag über den Prozeß wortwörtlich in jener (gekürzten) Form aufgenommen, in der er in KONKRET erschienen war. Im Vorwort schrieb Alice Schwarzer:

Die Zeitschrift KONKRET war zu diesem Zeitpunkt für einen Ihns/Andersen-Artikel von mir das letzte und einzige Forum.

Von Zensur kein Wort.

2. Berichtigung: In der Ausgabe von KONKRET 9/86, Seite 41, wird auf einen Film verwiesen, der, so heißt es, bei der Verleihgenossenschaft der Autoren ausgeliehen werden kann, was natürlich ein ziemlicher Unsinn ist. Tatsächlich handelt es sich um die Verleihgenossenschaft der Filmemacher, die allerdings - eher betrübliche Nachricht - nur noch bis zum Ende des Jahres existieren wird und sich dann mangels Nachfrage für den dokumentarischen Film hierzulande auflösen wird.

3. Hinweis: Für einen Teil der Fotos in dieser Ausgabe auf den Seiten mit der Brigadisten-Story werden als Produzenten der Fotos ganz pauschal »Brigadisten« genannt. Das wollten sie so. Ihre Bitte war uns Befehl. Wir bedanken uns bei ihnen, den brigadistas und brigadistassen - nebenbei gesagt, Frau Pusch, das ist nicht nur ein Problem der deutschen Sprache.

4. Noch eine Berichtigung: Ebenfalls im Heft 9/86 erschien eine von Christina Lemos und Uwe Herzog gemeinsam erarbeitete Geschichte über den millionsten Gastarbeiter, der 1964 in die BRD kam. In einer Fußnote wurde darauf verwiesen, daß der vollständige Text im Frühjahr '87 in einem Sammelband mit Reportagen Herzogs im Verlag am Galgenberg erscheinen werde. Nicht drei; wie ausgedruckt, sondern 13 unerhörte Reportagen versammelt der Band.

5. Noch ein Hinweis: Auf Seite 28 dieser Ausgabe ist geradezu delikat der KONKRET-Sticker gegen die Atompolitik - ABRÜSTEN-ABSCHALTEN-ABWÄHLEN-eingeklinkt. Der Sticker kann weiterhin im Fünfer-Pack (= 15 Aufkleber) zu einem Preis von fünf Mark gegen Vorkasse bestellt werden. Postkarte allein genügt nicht. Brief muß schon sein. Wegen der Vorkasse.

6. Vom 1. 10. bis 6. 10. finden Sie KONKRET auf der Frankfurter Buchmesse in Halle 5. 1, Stand F 165-169 mit:

· KONKRET

· LITERATUR KONKRET, Heft 11 / 1986 (s.a. Seite 64 und 91 in diesem Heft) und den Neuerscheinungen des

· KONKRET LITERATUR VERLAGS:

Oliver Tolmein (Hg.): »Ökorepublik Deutschland. Erfahrungen und Perspektiven rot-grüner Zusammenarbeit«; Antje Vollmer (Hg.): »Frauenutopien. Kein Wunderland für Alice«; France Bloch-Sérazin: »Lebensstationen einer französischen

Widerstandskämpferin«; WolfgangWelt: »Peggy Sue«; Matthias Altenburg: »Fremde Mütter, fremde Väter, fremdes Land«.

7. Gemeinhin hofft der Autor auf Leser, manchmal hoffen die Leser auf Autoren. Nur ganz selten fordern Leser per Leserbrief einen Autoren auf, nun endlich etwas zu sagen. Jetzt ist es passiert. Gemein wäre es, hier schon zu verraten, wer gefordert ist. Allein kommt darauf sowieso niemand. Noch gemeiner: zu verraten, worüber sich der Autor denn nun endlich äußern soll. Nur so viel: in den KONKRET-Heften 10/75, 7/78, 11/79, 8/80, 8/81, 4/84, 3/85, 5/85, 8/85 und 3/86 kam das Sujet mehr oder weniger umfangreich vor. Ein Ausschnitt - die rechte und die linke Hand des Sujets - der nicht etwa der Anfang eines KONKRET Starbogens ist:

Jetzt reicht's.

Konkret 10/86, S. 6

Gunter Schmidt

Buch des Monats: Die Sexualrevolutionäre büffeln Libido

Über die »Notizen zur Geschichte des Fühlens« von Günther Anders

» ... da sich die Leistungen unserer Herzen: unsere Hemmungen, unsere Ängste, unsere Vorsorge, unsere Reue im umgekehrten Verhältnis zum Ausmaß unserer Taten entwickeln - sind wir, sofern die Folgen dieses Gefälles uns nicht tatsächlich vernichten, die zerrissensten, die in sich disproportioniertesten, die inhumansten Wesen, die es je gegeben hat«, schrieb Günther Anders vor dreißig Jahren im ersten Band »Die Antiquiertheit des Menschen«. Aus dem emotionalen Zurückgebliebensein gegenüber unseren Produkten und deren Folgen leitete er die Notwendigkeit einer Geschichte der Gefühle ab: als Voraussetzung dafür, das Fühlen dem Machen wieder zu proportionieren. Zehn Jahre vorher, 1947-1949 im New Yorker Exil, hatte er Tagebuchnotizen zur »Liebe heute« niedergeschrieben, die er jetzt, nachdem sie die »Liebe gestern« skizzieren, als Vignetten zur Geschichte des Fühlens publiziert - um noch einmal das folgenschwere Vorurteil freizulegen, den »emotionalen Apparat der Menschen für eine natürliche und unveränderbare Mitgift« zu halten.

Von der Antiquiertheit unseres Fühlens gegenüber der Technik handeln die Aufzeichnungen allerdings nicht oder noch nicht. Sie handeln von Gefühlen, »die es unter früheren Umständen so gewiß nicht gegeben« hatte., Einem Gedankenstrang von vielen will ich hier folgen und die farbige Fülle des Buches auf den roten Faden reduzieren, der mich besonders beeindruckt: die Entstehung einer neuen Liebeswirklichkeit im Bürgertum der amerikanischen Metropolen in den ersten Nachkriegsjahren.

Der Exilierte, der zurück will, bleibt ein Fremder im anderen Land. Diese Fremdheit, die Abwehr von Assimilationsdruck, machen Anders zum hellsichtigen Augenzeugen und Chronisten einer folgenreichen, damals, vor vierzig Jahren, von kaum einem verstandenen kulturellen Entwicklung: der »Befreiung« der Sexualität zur Gesundheit. Diese Entwicklung war vorbereitet worden durch die europäische Sexualreformbewegung der zwanziger Jahre, die *auch* sexual*hygienisch war*. Zum Durchbruch aber verhalf ihr die bürgerliche Jugend der USA - mit Hilfe einer amerikanisch vulgarisierten Psychoanalyse.

Mit den althergebrachten Rebellionen gegen die bürgerliche Sexualfeindschaft hatte diese Erneuerung wenig zu tun; sie hatte, zum Beispiel, nichts gemein mit der Sexualbesessenheit der von Steven Marcus beschriebenen »anderen Viktorianer« und ihren Delirien der heimlichen Tabubrüche; oder mit der Sehnsucht des 19. Jahrhunderts, durch Liebe - »ganz Rousseau-haft«, wie Anders sagt - von Institutionen, Konventionen und Alltag zur Natur erlöst zu werden, durch Liebe, die »das Sinnliche zum Übersinnlichen.... Brunst zur Inbrunst« befördern sollte. Die New Yorker Collegestudenten waren so wenig Rebellen wie Träumer; sie waren Modernisierer, die Sexualbetätigung und bürgerliche Gesellschaft pragmatisch versöhnten, die Sexualität zweckvoll einordneten, einen überflüssig gewordenen, unzeitgemäßen Antagonismus in die Geschichte beförderten.

Das Bürgertum hatte eine Verwertung für das Sexuelle gefunden, die mit dem Funktionieren des bürgerlichen Menschen nicht mehr kollidierte: Verwertung für die Gesundheit. Als Mittel zum Zweck wird sexueller »outlet« - ein Begriff, den Alfred Kinsey Ende der vierziger Jahre einführte - nicht nur legitim, sondern »necessary«, denn Enthaltsamkeit, Versagung ist ungesund. Zu den klassischen Gesundheitsregeln (halte dich sauber, iß mäßig, rauche und trinke nicht, halte dich fit usw.) tritt nun eine neue: Halte dich *rein* von Spannungen, *enthalte* dich sexueller Hemmungen. Es geht nicht um Lust, sondern um zweckfreie Bejahung: »Auch der Sexus hat etwas zu sein, was 'gut für etwas' ist... Kurz: als Mittel ist Sex erlaubt, während seine Verwendung als Glück oder Lust eine Unterbrechung der Bewegung, des Wettkampfes, also der unendlichen Vermittlungstätigkeit wäre: also zum Schaden gereicht. Bejahung um loszuwerden: Das steht im Hintergrund der hiesigen Detabuisierung des Geschlechtlichen«.

Die »angeblich Befreiten ... büffeln Libido« und referieren an der Universität »über ihre Inzestgelüste«. Anders hat ein grundsätzlich distanziertes Verhältnis zur Psychoanalyse, steht der »Innenbeschäftigung in apokalyptischen Zeiten« prinzipiell skeptisch gegenüber. Aber er beschreibt hier anhand vieler kleiner Episoden eine auf den psychohygienischen Hund gekommene, soziale Anpassung mit seelischer Gesundheit gleichsetzende Psychoanalyse, die gesellschaftlich mit dem Strom schwimmt, schneller als dieser fließt: eine Psychoanalyse, die *therapeutisch* »das Kind mit den Komplexen« ausschüttet, Konflikte glatt bügelt, um Menschen »in Form zu bringen«, und der die Aufarbeitung der individuellen Geschichte zu deren Vertreibung und Verleugnung gerät; eine Psychoanalyse, die *gesellschaftlich* sich ungeniert mit dem alten amerikanischen Traum von Sauberkeit und Gesundheit verbündet - und das, nachdem »diese Gleichung von 'gesund' und 'gut' in den letzten Jahren« in »bluttriefenden Händen« gelegen hat.,

Sei die Liebe früher durch enge Moral »verplumpt« worden, so reduziere die junge Generation das Sexuelle auf die Hauptsache, mache sie zum »bloßen fun«, zur praktisch-prompten - »das Prompte ist das Barbarische« - Sexualbedienung, wohltuend und hygienisch wie Duschen, scheinbar freigeputzt von Ängsten und ‚Konflikten. Kontraphobisch überspitzt, verleugnet und verharmlost diese Ideologie die Erlebnismöglichkeiten, die Kraft und die Gefahr des Sexuellen. »Eines

Tages«, sagt Anders seinen Studenten, wird »euer Trieb selbst eingeschlafen sein. Mich friert, wenn ich an diese Öde denke«. Herbert Marcuses Konzept der »repressiven Entsublimierung« wird hier vorweggenommen - auch wenn Anders gerade in diesen Passagen nicht ohne gestriges Pathos bleibt, zum Beispiel wenn er - ganz in der Tradition de Sades - Erotik allein aus dem gesellschaftlichen Tabu und dessen Umgehung oder Übertretung ableitet, oder wenn er »skandalöse« - wie er selbst sagt - Überlegungen darüber anstellt, daß die Gleichberechtigung der Frauen »Charme ruiniere« und »die ästhetischen Sexualqualitäten zum Verkümmern« bringe.

Anders sieht, wie an der jungen New Yorker Nachkriegsgeneration eine Vision zur Illusion zerrinnt: die von der gesellschaftlich, politisch befreienden Kraft einer enttabuisierten Sexualität: »Jämmerlich« sei der »Wahn, mit der 'Entlarvung' der Sexualmoral das unvergleichlich viel breitere Moralproblem irgendwie zu lösen.« Der Philosoph Anders war seiner Zeit weit voraus, wie später noch so oft - leider, denn man wünschte viele seiner Analysen und Prognosen von der Wirklichkeit widerlegt.

Anders hat die Geschichte des Fühlens weitergeschrieben im 1980 erschienenen zweiten Band »Die Antiquiertheit des Menschen«. Sexualität als Mittel zur Gesundheit ist längst veraltet, sie ist nun Mittel zur Füllung »ozeanischer Leerzeit«, in einer Welt, in der die Arbeit knapp wird, sie wird als »Anti-Moralia« und »Anti-Politika« empfohlen, als Mittel zur Freiheitsberaubung, die »als Lustlieferung vor sich« geht. Überholt aber ist vor allem eine Feststellung, die Anders 1949 noch apodiktisch formulierte:

»Begierde ist, was sie ist, um gestillt zu werden, also um nicht zu bleiben«. Heute sieht er die Unstillbarkeit von Bedürfnissen als gesellschaftlich gefordert, denn in den westlichen Industriegesellschaften gäbe es Produkte in Überfluß, die *Bedürfnisse* seien knapp, es geht um die Optimalisierung des Menschen zum Bedürfniswesen, sensibel für das »erstbeste oder erstschlechteste Zwitschern« jedes Wunsches oder Appetits: »Nicht um unser täglich Brot werden wir« - privilegierte Menschen der westlichen Welt - »mehr beten, sondern um den täglichen Hunger«. Anders hat mit seiner Analyse der veränderten Relation von Bedürfnissen und Ressourcen die theoretische Grundlage für die Soziologie des Sexualität in den westlichen »Überflußgesellschaften« geschaffen.

Ich habe nur einen roten Faden aus »Liebe gestern« in dieser Rezension versponnen. Wer zum Nachdenken angestoßen werden möchte - Ober das Leben »der von Hitler ins amerikanische Exil Vertriebenen«, über »eine Sexologie der Erkenntnis«, über »Ehe als unproportionierte Folge eines Gefühls«, über die Dialektik des Sexus als »zugleich das Gemeinste und das Privateste« oder über die Frage, ob »das Wesen *den* Trieb, oder *der* Trieb das Wesen habe« - der lese selbst.

Günther Anders: »Lieben gestern«, »Notizen zur Geschichte des Fühlens«, C.H. Beck, 1986, DM 24,-

Konkret 10/86, S. 8

an Konkret

SPENDE

KONKRET 9/86: MITTEILUNG, »PFLASTESTRAND« ÜBER DIE BALDIGE PLEITE VON KONKRET

In KONKRET las ich, daß sich um das Blatt Gerüchte ... ; wenn etwas daran sein sollte - was ich nicht hoffe - und es dann auch noch am Geld liegen sollte, wie meistens, so sollten Sie VORHER versuchen, mit Hilfe Ihrer Leser die Zeitschrift auf eine breitere Kapitalbasis zu stellen. Vielleicht durch eine Beteiligungsmöglichkeit ohne Einflußnahme am Inhalt des Blattes. Ich wäre mit etwa 5.000 DM dabei. Die restlichen 255.000 fehlen mir leider...

Ein kleiner Schwanz zum Reumann:

Nachdem Maetzke in der FAZ hinter den Mördern Kobersteins feixte, bestellte ich die FAZ mit der Begründung ab, daß es selbst für dezidiert konservative Blätter eine Grenze nach unten... (mit der goldenen Brücke, einen Tucholsky-Kenner aufzutreiben und das ganze für Satire erklären zu lassen). Maetzke sagte ich »klammheimliche Freude« nach und über Reumann: daß ich mit ihm kaum jemals einer Meinung sei, er aber seine Argumente wenigstens sauber vortrage.

Nun halte ich mich nicht für den Marionettenspieler von Reumann - aber allein die Illusion... Danke für Ihre Arbeit.

NILS SCHIFFHAUER

BAD SALZDETFURTH

FLÜCHTLINGE

KONKRET 9/86: TITELBILD UND TITELGESCHICHTEN

Gelungen das Titelbild dieser Ausgabe, gerade weil es die Grenzschnüffler, die hinter dem dunklen Teint eines jeden in die BRD Einreisenden bereits einen Asy1suchenden vermuten, arg verwirren muß: kommen sie, die Fremden, jetzt etwa auch schon mit Flugzeugen der skandinavischen SAS? Ist es doch nicht allein der Osten, der die Fremden schickt?

PETER TRAUTMANN

UELZEN

Absicht kann es wohl ja nicht gewesen sein, aber warum nun unbedingt einer Anzeige für Christine Lambrechts »Männerbekanntschaften«, »freimütige Protokolle« über »Geschlechter-Verhältnisse der heutigen DDR« - hoffentlich sind die anders und besser als die Sprache, mit der das Buch gepriesen wird - neben der Reportage über eine DDR-Schönheitstänzerin stehen muß - nun ja. Gelungen ist aber die sicher unabgesprochene Kooperation mit dem toughen Camel-Typen auf der Rückseite des Umschlags. Legt man dieses KONKRET auf den Bauch, dann stützt der Werbe-Slogan »Der Weg lohnt sich« diesmal sogar den Titel: »Willkommen - Flüchtlinge in der BRD«.

BERND DÖPKE

HEILBRONN

WEIBERGESCHICHTEN

KONKRET 9/86: »NACKTE, ROTE« VON HERMANN L. GREMLIZA

Der Titel ist ja geil, aber geblickt habe ich leider überhaupt nicht, was er mit dem Text zu tun hat. Der Text selbst geht gut ab. An einen Punkt macht es sich der Autor mit der Anwältin vielleicht dann doch ein bißchen zu easy: Sind es nicht vielleicht einfach nur die Wichsträume der Männer, die sich in den Angriffen auf die Anwältin austoben? Wie fühlte sich denn Gremliza, selbst? Man stelle sich nur mal vor, wie der Medienrummel verliefe, wenn die Anwältin ein Anwalt sein würde.

INES JÄGER

DORTMUND

TSCHERNOBIIIIL

KONKRET 9/86: »OUHH HOU HOU HOU, TSCHERNOBIIIL« CLAUDIA ROTH UND JÜRGEN REENTS ÜBER DAS WAAHNSINNSFESTIVAL IN BURG LENGENFELD

Na, das ist ja schön: Die Grünen fordern die Künstler auf, »Ihr müßt dringend was machen«. Friedlich. Na klar. Zum Bauzaun gehen. Nein. Das wäre zuviel Protest. Aber er kommt, der Protest, in den Liedern, gut rhythmisch zum Mitklatschen. Sie sind alle da, die linken Künstler. Aber wo waren sie Ostern und Pfingsten? Wackersdorf lag ihnen noch fern.

BARBARA ÖSTERREICHER

SELB

ZU SPÄT!

KONKRET 9/86: »IST ES AUCH WAHNSINN? SO HAT ES DOCH METHODE«, VON MICHAEL KUNITZSCH

Sicher, die singende Sozialdemokratie hat Methode, doch genau deshalb ist es für so einen Artikel schon zu spät. Dies wäre vorher notwendig gewesen, nicht erst dann, wenn die Inhalte von »taz« etc. schon zu Genüge im Nachschlagverfahren ausgebreitet worden sind. Auf jeden Fall hat der Artikel, so schön er auch ist, durch sein Erscheinungsdatum viel verloren. Hauen wir den pekuniär geleiteten Friedenssabblern ihre Aufrufe in Zukunft vorher um die von 4/4 Takt ertaubten Ohren. Vorgreifen, statt hinterherbellen. GEORG KLEINERT

EMDEN

ALLES DURCHEINANDER

KONKRET 8/86: »GEWALT UND POLITIK«, WOLFGANG POHRT ÜBER DAS VERHÄLTNIS DER GRÜNEN ZUR GEWALT

Wolfgang Pohrt gibt die Waffen aus. Er selbst schießt allerdings arg aus der Hüfte und bringt nach meinem Dafürhalten alles durcheinander. Die Erkenntnis, daß zwischen den Dingen Zusammenhänge bestehen, berechtigt noch nicht dazu, alles in einen Brei zu rühren.

Zunächst mixt Pohrt die Grünen und die Friedensbewegung in einen. Topf. Er müßte aber wissen, daß gewaltfreie Aktionen zwar mit Unterstützung der Grünen laufen, daß sich aber breite Teile der Friedensbewegung, der gewaltfreien Bewegung (die z. B. in Mutlangen blockiert) dagegen verwahren würden, wenn sie einfach in die Partei der Grünen eingegliedert würden. Wenn Pohrt bestimmte Tendenzen innerhalb der Grünen beklagt, sollte er darüber einen extra Artikel schreiben.

In seinem geistigen Tohuwabohu versucht Pohrt außerdem den Eindruck zu vermitteln, die Gewaltfreien würden nicht sehen, daß vom Staat Gewalt ausgeht. Die Aussage eines Politikers, er lehne Gewalt ab, wird von Pohrt auf die gleiche Stufe gestellt wie die Position der Gewaltfreien. Dabei wird verkannt oder unterschlagen, daß der Politiker eben die Gewalt des Staates akzeptiert. Diejenigen, die den Anspruch auf Gewaltfreiheit vertreten, kämpfen aber für eine Gesellschaft, in der die Gewalt überwunden ist. Hierfür gilt es politisch zu arbeiten. Dies hat mit Sozialpartnerschaft absolut gar nichts zu tun. Mit einem Minimum an Bereitschaft, sich mit diesen Positionen auseinanderzusetzen, hätte Pohrt ohne große Schwierigkeiten die Unterschiede herausfinden können. Die Demagogie, die Gewaltfreien würden sich mit den Machtverhältnissen arrangieren, pflegt mal wieder das alte Klischeebild vom Pazifismus als Passivität. Dies ist er aber nun gerade nicht, sondern die Oberzeugung, gegen die Gewaltpolitik der Herrschenden eine Politik zu setzen, die auf Gewalt verzichtet und stattdessen auf Frieden und Menschlichkeit setzt. Dies wird einem natürlich nicht geschenkt, sondern dafür gilt es zu kämpfen. Daß von den Herrschenden die Blockaden als Gewalt denunziert werden, spricht nun überhaupt nicht gegen die Gewaltfreiheit, sondern ist nur logisch in einem System, das seine Gewaltstrukturen verteidigen will. Auch dies hätte Pohrt wissen können.

Abschließend nur noch zwei Beispiele für die leichtfüßige Argumentationsweise. Es ist schon fast dreist, in gewaltfreier Politik die fiktive Einheit von Volk und Führer in der völkischen Gemeinschaft zu sehen (also der fließende Übergang N - - Friedensbewegung zum Faschismus). Ich weiß schon, daß Pohrt hier ein altes Steckenpferd reitet. Dies enthebt ihn jedoch nicht der Pflicht, ein seriöses Begründungsschema zu pflegen.

Nicht mehr als dreist, sondern nur noch als Armutszeugnis ist seine abschließende Erkenntnis zu werten, der Fehler der RAF sei die Niederlage im antiimperialistischen Kampf gewesen. Ach. Ja, aber wieso? Hier mit einer Analyse anzusetzen, wäre verdienstvoller gewesen. Vielleicht erfahren wir dies das nächste Mal.

RAINER BUCK

REUTLINGEN

MACHO

KONKRET 8/86: »DIE TÖDLICHE DOSIS«, PETER KRAUß ÜBER ANN JONES »FRAUEN, DIE TÖTEN«

Wie anständig, daß Peter Krauß, zwischen dessen Zeilen sich beständig das Bild des zynischen Machos abzeichnet, uns Frauen wenigstens nicht unterstellt, wir wären sogar zu blöd zum Töten. Was mich indessen am meisten auf die Palme gebracht hat, war dieser so coole pseudofaire Tonfall, mit dem der Schreiber den Wind aus den Segeln nehmen wollte, aber erst so richtig süffisant eingeblasen hat. Dieses Scheißgeschwätz: Ach ihr armen Luder! Jetzt versucht ihr euch schon mit dem Brotmesser in der Hand eine Scheibe von der Gleichberechtigung abzustechen. Dann doch bitte gleich einen Text, wo so richtig die Fetzen fliegen.

MARION GLOTZ

BONN

UNAKTUELL

KONKRET 8/86: »KAPUTTGEHEN AN DER PFLEGE ANDERER« VON HILDE HERZOG

Es ist schade, daß ein dankbares Thema recht unaktuell abgehandelt wurde. Schon zum Erscheinen der KONKRET-Nummer war klar, daß der bayerische Vorschlag das Rennen machen wird. Es wäre schöner gewesen, nicht eine 'Rührgeschichte' aufzupeppen, sondern- wie das von KONKRET zu erwarten ist - Fakten aufzuzeigen.

GUNTER HAAKE

MÜNCHEN

DYLAN-PLATTE

KONKRET 10/86

Kommt Günter Amendt nicht mehr zum Musikhören? Wo bleibt denn seine Hymne auf die neue Dylan-LP? »Knocked out loaded« hatte eine solche wahrlich verdient! M.ANDREE

HEILBRONN

Günter! Güüünter!!!

neue Dylan LP hast Du doch sicher auch schon gehört. Was ist? Hat's Dir die Sprache verschlagen, die Ohren verkleistert? Günter hilf! Sag doch was dazu, schreib was. Rück's mir zurecht, wenn Du kannst. Was ist denn los mit Bob? Bin ich alleine, wenn ich die neue Platte für den größten Mist halte, seit die Stones Disco machen? Du bist gefordert, sag was!

Is there no hope with that pope?

JOSEF TÖNNESSEN

BONN

Wir bitten die verehrte Leserin, den verehrten Leser, aber nicht nur sie und ihn, dieses Heft sorgfältigst zu studieren. Besonders die Seiten 4 und 96f.

Die Redaktion

Konkret 10/86, S. 10

Hermann L. Gremliza

Maiers Lébönn

Der Präsident des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken drängte, den Kopf demutsschräg übers Rednerpult gebeugt, zum Höhepunkt. In den Zeitungen wird am nächsten Morgen zu lesen sein, wie er ihn erreichte: »Der Prüfstein, an dem wir verantwortliches Handeln von Parteien, Regierungen und Parlamenten messen, heißt: Leben.« Eine Falschmeldung. Hans Maier hatte nicht »Leben« gesagt. Das Wort, das auszusprechen er die Lippen dem Mikrophon entgegenwölbte, wie es einem Symbol gebührt, hieß »Lebönn ... « und bebte von der Inbrunst, die unseren Religionslehrer bei »Floischesluscht« und »Ohnkoischhoit« überfiel. Es war ein erhabeneres Wunder als die von Fatima und Lourdes, daß die gläubige Menge sich den da oben nicht sogleich runterholte.

Obszön? Gewiß. Aber wer: der Redner oder die Beschreibung eines katholischen Moralisten, der immer nur das Eine im Kopf hat - wie seine Vorgänger über die Jahrhunderte, von deren Werken Alighiero Tondi sagte: »Ohne weiteres kann man behaupten, daß es kaum ein unflätiges Buch gibt, das unter diesem Aspekt schlimmer wäre als eine moraltheologische Abhandlung.« Bei Karlheinz Deschner (»Abermals krähte der Hahn«, Econ, 1980) ist nachzulesen, wie die katholischen Moralisten etwa um das Problem rangen, was der Gläubige, erwachend mit einer Wasserlatte, um seines Seelenheiles willen zu tun habe: ob eine kühle Stelle im Bett aufzusuchen, aus den Federn zu springen, die Erregung niederzubeten oder den Dingen - an das Leiden Jesu denkend - ihren Lauf zu lassen. Stets kreiste und kreist der katholische Moraltheologe um die 69 bis 218 Möglichkeiten, wie Penis und Vagina (nicht) zusammenkommen.

So auch Hans Maier, der beim »Prüfstein« keineswegs an das Leben Verhungernder oder Gefolterter, von Strahlenkrebs Zerfressener oder von Todesschwadronen Gejagter denkt, deren Tod seine Partei, die CSU, frommen Herzens erträgt. Sein Leben ist das »koimende« Lebönn«, das Leben der Föten. 200.000 von ihnen werden in der Bundesrepublik jährlich abgetrieben. Das war so, als der Paragraph 218 noch jede Abtreibung mit Strafe bedrohte, und bliebe auch so, wenn die Abtreibung in den ersten drei Monaten straffrei würde. Die von Maier und seinem Furienkardinal Höffner verlangte Verschärfung des Paragraphen 218 würde vielleicht ein paar Frauen, die nicht mal die Engelmacherin bezahlen können, zu »Mutterfreuden« zwingen, wofür sich zigtausend andere zu Krüppeln oder zu Tode schaben lassen müßten. Über die Bilanz kann kein Zweifel sein: Es würde mehr Leben (von Glück und Würde nicht zu reden) zerstört, als »Lébönn« erhalten.

Das macht aber nichts, denn das geborene Leben ist der Güter höchstes nicht, weshalb die zwischen Schamlippen, Muttermund und Eierstock beschäftigten Lebensretter stets bereit waren, die Ausrottung ganzer Völker göttliches Gebot zu nennen. Es wird sich in den letzten fünfzehnhundert Jahren europäischer Geschichte kaum ein großes Verbrechen finden lassen, an dem die katholische Kirche nicht wenigstens tatkräftig mitgewirkt, wenn sie es schon nicht allein begangen hat: Kreuzzüge, Inquisition, Hexenverfolgung, Kolonialismus. Kein anderer Aberglaube (und nichts anderes ist der Katholizismus - unter jeder Perspektive außer seiner eigenen) konnte es an Brutalität, an voyeuristischem Lusttaumel und an Sadismus je mit der *una sancta* aufnehmen. Das sei doch alles lange her? Und wer hat Mussolinis Putsch finanziert? Wer seinen völkermörderischen Oberfall auf Abessinien gepriesen? Wer war der erste, der die Fahne des putschenden Franco aufzog? Wer gab Hitlers Legion Condor ein »Möge es unserem Führer mit Gottes Hilfe gelingen« auf den Weg nach Spanien? Wer feierte so den Überfall auf die Sowjetunion: »Ein Sieg über den Bolschewismus wäre gleichbedeutend mit einem Triumph der Lehren Jesu über die Ungläubigen«? Wer hat für Salazar, Somoza, Pinochet und Argentiniens folternde Generäle Messen gelesen? Wer deckt den kriminellen Fettsack, der in Managua sein Volk den Glaubensrittern der CIA ausliefert? Wer hat die Besatzung des Bombers gesegnet - vor ihrem Abflug nach Hiroshima?

Daß mit solchen Verbrechen allein kein Staat, kein Kirchenstaat und keine Kirche zu machen wären, versteht sich, und deshalb gab es den heiligen Franz und gibt es, in kleinerer Ausführung, den Leonardo Boff, gibt es die Theologie der Armen und die Kirche von unten, die Sozialarbeiter, die als menschenfreundliche Kleindealer das Opium an die mittellosen User bringen, während sich das römische Drogenkapital sagt: Die Masse machts. Doch wenn es drauf ankommt, haben die »Linken« in der katholischen Kirche noch weniger zu sagen als die Jusos auf dem Bundesparteitag der SPD.

Sie sollen darum nicht geschmäht, ihr guter Aberglauben ihnen nicht abgesprochen werden. Zumal es, trotz Woityla, Höffner und Maier, wichtigeres zu bekämpfen gibt als die katholische Kirche. Nur sollte diese Einsicht nicht dazu verführen, über der menschenfreundlichen Tat eines Arbeiterpriesters und dem taktischen Blinzeln eines Kardinals, der die AKW-Gegner an den Tisch des Herrn, der Herren, locken will, die »Lebönns«-Lügen dieses Vereins aus dem Kopf zu verlieren und die Gelegenheit (lat.: opportunitas) zu ergreifen, wie jene Redakteurin der »Tageszeitung«, die den Widerstand sogleich in die Kommunionsbank befahl: »Von Grünen und AKW-Gegnern ist zu hoffen, daß sie Höffners Äußerungen nicht linkssektiererisch abtun.«

Wäre es denn linkssektiererisch, von dem Funktionär eines Vereins, der anderthalb Jahrtausende lang immer nur mit Ausbeutern und Völkermördern paktiert hat, zunächst einmal zu verlangen, daß er sein vieldeutiges Gerede präzisiere und

dann danach handle? Er und seine Kirche hätten zu beweisen, was ihnen Leben wert ist - und nicht nur das »Lébönn«, zu dessen Schutz sie die in der Frage des Paragraphen 218 bereits wankende Alternativbewegung mit scheinheiligen Seufzern über »Allergefährlichstes« herumkriegen wollen. Lest Deschner und den von ihm zitierten Goethe: Glaubt nicht, daß ich fasele, daß ich dichte;/Geht hin und findet mir andre Gestalt! /Es ist die ganze Kirchengeschichte/Mischmasch von Irrtum und Gewalt.

Konkret 10/86, S. 12

Georg Hodel

Zum Abschuß freigegeben

Rund 119 000 Brigadisten aus Westeuropa strömten in den letzten drei Jahren nach Nicaragua. Acht Westeuropäer wurden von der Contra ermordet, 17 entführt. Auf Druck verschiedener europäischer Regierungen mußte Nicaragua jetzt die Aufbau-Gruppen aus den Kriegszonen zurückziehen. Wird die Bewegung der Solidaritätsreisenden trotzdem in gleicher Stärke weitergehen? Haben die Aufbauhelfer Nicaragua überhaupt genutzt? Oder handelt es sich nur um einen Abenteurerurlaub jenseits der blitzeblanken Camel-Pfade?

Für den Vertreter des Gesundheitsministeriums war es ein Schock: Zwei gerade mit vielen Mühen eröffnete Gesundheitsposten würden schließen müssen, weil eine westdeutsche Ärztin und ein spanischer Arzt plötzlich aus der Region Matiguas abgezogen wurden. Die nicaraguanische Regierung meinte, ihre Sicherheit in der Kriegszone im Nordwesten des Landes nicht mehr gewährleisten zu können.

»Es darf kein Entwicklungshelfer mehr sterben«, erklärten die FSLN-Vertreter Mitte August auf Versammlungen in den Provinzhauptstädten Matagalpa, Estelii und Juigalpa hunderten von Westeuropäern, die aus den gefährdeten Gebieten zurückgerufen worden waren. »Das Mindeste, was die nicaraguanische Regierung für die Sicherheit der Internationalisten tun kann, ist längere Aufenthalte und ungeschützte Fahrten in den extrem gefährdeten Gebieten zu untersagen«, erläutert die Vorsitzende der nicaraguanischen Brigadekoordination CNSP, Patricia Elvir. »Denn es ist offenkundig, daß die Contra ein effektives Interesse daran hat, unsere Freunde aus dem Ausland zul treffen. »

In der Tat lassen sich die gehäuften konterrevolutionären Anschläge in den letzten Monaten nicht mehr allein als Zufälligkeiten erklären. Mitte Juli hatte einer der Führer der größten konterrevolutionären Organisation FDN, Indalecio Rodriguez, in Honduras gegenüber der Presse erklärt, seine Truppen würden in Zukunft alle internationalen Helfer in nicaraguanischen Kriegszonen als »militärische Ziele« betrachten. Wenige Tage später, am 28. Juli, wurden der Schweizer Ivan Leyvraz, der Franzose Joel Fieux, der bundesdeutsche Bernhard Koberstein und zwei nicaraguanische FSLN-Vertreter Opfer eines Überfalls der Contra. Damit war die Zahl der westeuropäischen Terroropfer in Nicaragua auf acht angewachsen, sechs davon allein in diesem Jahr. Und zumindest der letzte Oberfall konnte nicht mehr als zufällig betrachtet werden: der Schweizer Ivan Leyvraz, der am Steuer des überfallenen Lastwagens saß, muß - großgewachsen und blond - von weitem als Ausländer erkennbar gewesen sein.

RÜCKZUG - AUF DRUCK DER BONNER REGIERUNG?

Die westdeutschen Aufbauhelfer hatten die Trauer um den Freiburger Bernhard Koberstein, der in einem Trinkwasserprojekt in Wiwili tätig gewesen war, noch kaum verwunden, da gab es vor der westdeutschen Botschaft in Managua ein bitteres Nachspiel. Auf einen offenen Brief der Internationalisten an die Bundesregierung, in dem sie die USA für die Ermordung ihres Mitbürgers verantwortlich machten, reagierte die Botschaft mit einer Stellungnahme des Auswärtigen Amts: Die nicaraguanische Regierung habe die Ausländer in Gefahr gebracht. So absurd es scheint, die Opfer zu Tätern zu machen, verschiedene europäische Länder schlossen sich der Sichtweise der Bonner Regierung an. Und wie Patricia Elvir eingesteht, habe die »Besorgnis« Frankreichs, der Schweiz und der EG bei der Entscheidung zum Rückzug der Ausländer mitgespielt.

Die BRD hatte Sicherheitserwägungen schon 1983 zum Vorwand für eine politische Entscheidung genommen. Nach der Ermordung des Entwicklungshelfers Tonio Pflaum wurden alle Mitarbeiter des Deutschen Entwicklungsdienstes (DED) aus Kriegsgebieten abgezogen. Nichtstaatliche Hilfswerke wie der katholische Dienst in Übersee hatten sich solche Einschränkungen bisher nicht auferlegen lassen noch weniger die Projekte und Brigaden der Solidaritätsbewegung. »Jetzt wird versucht, Aktivitäten einzuschränken, die bisher aus einem privaten, unabhängigen Bereich entstanden sind, indem die nicaraguanische Regierung unter Druck gesetzt wird, « meint dazu der Vertreter des internationalen christlichen Friedensdienstes Eirene in Managua, Albert Gelhard.

Ungefähr 800 Brigadisten sind von der Maßnahme betroffen. Die Regionalregierungen, die in Zukunft die gefährdeten, für Ausländer unzugänglichen Regionen festlegen werden, haben sich zwar verpflichtet, die Projekte der Aufbauhelfer mit nicaraguanischen Arbeitskräften zu Ende zu führen, dennoch werden sich nicht in allen Fällen »Projektruinen« vermeiden lassen. Die Brigade-Gruppen werden sich für die Zeit ihres Aufenthalts und für die zukünftige Projektplanung neue Orte aussuchen müssen. Zwar gibt es auch in der sicheren Pazifikregion. genug Dörfer, wo Hilfe dringend notwendig wäre, aber die persönliche Verpflichtung, die die Aufbauhelfer gegenüber der Bevölkerung übernommen haben, können sie nicht erfüllen. Und gerade für die Bauern, die Haus und Hof und meist Familienmitglieder im Krieg verloren haben, war die moralische Unterstützung, die der Aufenthalt der »Internacionalistas« in ihren armseligen Ortschaften bedeutete, oft noch wichtiger als die materielle Hilfe.

Nicaragua sei keine andere Alternative geblieben, urteilt Ringo von der bundesdeutschen Brigadekoordination in Managua, denn nachdem sich die Terroranschläge für die Contra als diplomatischer Erfolg erwiesen haben, seien die Aufbauhelfer, die bisher unter dem Schutz der internationalen Öffentlichkeit gestanden hätten, quasi »zum Abschuß freigegeben worden.«

DIE BRIGADEN: ‚NUTZEN ODER LAST FÜR NICARAGUA?

Auf diesen Schutz hatte die nicaraguanische Regierung Ende 1983 gebaut, als sie nach dem Schrecken der US-Invasion in Grenada mit einem dringenden Aufruf Ausländer ins Land rief. Ungefähr 1000 US-Amerikaner und Westeuropäer entschlossen sich spontan, als Freiwillige bei der Kaffeernte zu helfen, um durch ihre Präsenz die Hemmschwelle für eine Intervention in Nicaragua zu erhöhen. 150 Bundesdeutsche, die meisten Anhänger des autonomen Spektrums, schafften es innerhalb von einer Woche, all ihre Verpflichtungen abzusagen und ihre Rucksäcke zu packen. Agrarminister Jaime Wheelock begrüßte die »Alemanes« in der für Nicaragua ungewöhnlichen Haartracht und schlampig erscheinenden Kleidung in einer zeremoniellen Ansprache als den besseren Teil der Deutschen. Mitreisende und mitpflückende Journalisten sorgten für ein großes Presse-Echo in der BRD, das allerdings - z.B. bei einer »Spiegel«Korrespondentin, die auf der Finca ein Hotel erwartet hatte - nicht immer positiv auffiel.

1984 erfolgte eine Umorientierung des Brigadekonzepts. Auch wenn die Arbeitseinsätze für die großen Medien kein spektakuläres Ereignis mehr waren und die Gefahr einer direkten US-Intervention dem Alltag eines schmutzigen Söldner-Krieges wich, kamen die Nicaraguaner zur Überzeugung, daß möglichst viele Ausländer das Land persönlich kennenlernen sollten. Da auch in Westeuropa das Interesse an den Brigaden zunahm, wurden die »Internacionalistas«, die gemeinsam mit den Bauern auf dem Boden schliefen und sich als erste Ausländer um ihre Freundschaft bemühten, in vielen Urwalddörfern zur ständigen Einrichtung. 7500 Brigadisten aus den USA, Europa und Lateinamerika erfaßte das CNSP seit 1983. Wahrscheinlich noch einmal so viele sprachen ihre Projekte direkt mit den Regionalregierungen ab. Spanien, Frankreich, die BRD und Italien stellen die größten Kontingente, vertreten sind alle Länder Westeuropas und sogar Polen. Die solidarischen Ausländer kamen, um endlich einmal die Zeitungsberichte selbst zu überprüfen und um sich als Augenzeugen in ihren Heimatländern Gehör zu verschaffen, um nach den ständigen Frustrationen im Kapitalismus auch einmal eine Revolution zu erleben, um der Bevölkerung in einem Land zu helfen, in dem nicht alles Geld in die Taschen der Herrschenden fließt - oder einfach, um erstmals ein Land der 3. Welt kennenzulernen. Ein 60 jähriger Grüner erzählte, wie er wochenlang in den Geschäften seiner Stadt Materialspenden gesammelt hatte. Feministinnen kritisierten hart das Macho-Verhalten der mitreisenden Männern und suchten nach einem Frauenprojekt für die zukünftige Unterstützung. Eine fünfköpfige Lehrergruppe verließ fluchtartig und für immer den Einsatzort, nachdem ein Miliciano im Nachbargebäude versehentlich in die Luft geschossen hatte. Viele nutzten den Aufenthalt, um sich nach einer zukünftigen Arbeitsstelle in Nicaragua umzusehen.

Neben den Ernteeinsätzen gewannen vor allem die Baubrigaden an Bedeutung, die Häuser, Gesundheitszentren oder Schulen errichteten. Unter dem Motto »Wiederaufbauen, was die Contra zerstört hat« wählte die Wuppertaler Koordinationsstelle die drei von Contra-Überfällen betroffenen Regionen Neva Guinea, Pantasma und EI Pochote aus, wo seither ungefähr 1000 Studenten, Arbeitslose, Arbeiter und Intellektuelle in 2-3 monatigen Einsätzen beim Aufbau von Umsiedlungsdörfern für Kriegsflüchtlinge geholfen haben. Im Gegensatz zur ersten Kaffeebrigade, für deren Abschlußprogramm die nicaraguanische Regierung eigens ein Hotel angemietet hatte, wollte die Koordinationsstelle bei den Nachfolgebrigaden unter allen Umständen verhindern, Nicaragua zur Last zu fallen. Aus Sicht der nicaraguanischen Regionalbehörden, die (wie bei den meisten Brigadegruppen) den Alemanes nur eine Hütte zum Schlafen zu stellen brauchten, während die Ausländer Transport und Verpflegung für die Bauvorhaben organisierten, waren die Brigaden keine Belastung. »Der Aspekt der direkten, nützlichen Unterstützung, der am Anfang nicht so wichtig, weil zweifelhaft war, wurde mit der Zeit immer bedeutender«, erklärt Ringo, »so daß die Ministerien inzwischen auch ab und an nachfragen, ob nicht eine Brigade bei einem ihrer Projekte mithelfen könnte«. Wichtiger als die Arbeitsleistung der Aufbauhelfer dürfte bei solchen Wünschen allerdings die mögliche finanzielle Unterstützung der Alemanes sein. Ungefähr 300 000 DM brachten die von Wuppertal organisierten Aufbauhelfer an Solidaritätsspenden mit, rund 30 Prozent der Baukosten für die 250 Häuser.

Die größte Leistung der Brigaden lag wahrscheinlich darin, daß die Projekte Oberhaupt in Angriff genommen wurden. Die schwachbesetzten Ministerien waren den massenhafter Umsiedlungen und der Flüchtlingswelle aus den umkämpften Regionen nicht im entferntesten gewachsen. So war die unbürokratische Organisationsfähigkeit ansässiger Internationalisten und längerbleibender Brigadisten entscheidend für die Realisierung der Bauvorhaben. Zwar gab es in der Anfangsphase oft Frust, wenn die Betonfertigteile der Häuser nicht geliefert waren, kein Bauplan existierte oder das einzig geeignete Grundstück für die Siedlung einem Großbauern gehörte, der nicht verkaufen wollten. Aber mit Verzögerungen kam die Arbeit meistens dann doch in Gang.

Wenn aber die sieben Siedlungen der Wuppertaler Projekte in den Regionen durchaus mehr als nur eine symbolische Hilfe darstellen, so ist die Leistung des einzelnen Aufbauhelfers, rechnet man die Flugkosten mit, im Verhältnis zum Aufwand

gering. Anders sieht dies bei den Brigaden aus, die sich aus längerfristigen und fachlich qualifizierten Kräften zusammensetzen, z.B. den Gesundheitsbrigaden.

Seit Ende 1983 arbeiten Ärzte und Krankenschwestern in Krankenhäusern und Gesundheitsposten im Kriegsgebiet, aus dem sich der DED zurückgezogen hatte. Die ursprünglich drei bis sechsmonatigen Arbeitsaufenthalte wurden auf Wunsch des Gesundheitsministeriums auf ein Jahr verlängert. Die Arbeit des westberliner Gesundheitsladens, der die Mediziner aussucht, vorbereitet und die Flüge aus Spendengeldern bezahlt, kommt damit schon dem einer alternativen Entwicklungshilfeorganisation nahe. Doch auch bei dieser Form der Kooperation hält die Organisatorin in Managua, Annette von Schönfeld, die Öffentlichkeitsarbeit der Kooperanten in der BRD für wichtiger als die konkrete Hilfe in Nicaragua.

NACH DER RÜCKKEHR . - VERSTÄRKUNG DER SOLIDARITÄT?

»Jede Gruppe, die nach Nicaragua gekommen ist, hat die Solidaritätsbewegung in ihrem Heimatland verstärkt«, meint die Verantwortliche des CNSP, Patricia Elvir, optimistisch. Die Koordinationsstellen der bundesdeutschen, schweizer und der spanischen Solidaritätsbewegung sehen dies auch als die vordringlichste Aufgabe der Solidaritätsreisenden, schätzen den Effekt aber realistischer ein: »Anfangs haben wir gedacht, die Brigadisten kommen zurück und integrieren sich direkt in die Solidaritätskomitees. Das war bestimmt eine falsche Erwartung«, meint Ringo von der westdeutschen Brigadekoordination. Denn wie auch in der Schweiz und in Spanien kommt die überwiegende Zahl der Aufbauhelfer nicht aus der Nicaragua-Solidarität, sondern »aus anderen Zusammenhängen«. Das wiederum, so Patricia Elvir, sei ja gerade die Stärke der Brigaden: »Es werden sogar Personen angesprochen, die vorher kaum wußten, wo Nicaragua liegt. «

In der Tat ist es der europäischen Nicaragua-Solidarität gelungen, aus der sonst üblichen Isolierung von Unterstützungsbewegungen für Länder der Dritten Welt herauszukommen und breitere Kreise für das mittelamerikanische Land zu interessieren. Eine Schüler- und Lehrergruppe einer hannoveraner Oberschule brach trotz der Besorgnis der Eltern nach Nicaragua auf, wo sie im Rahmen der angestrebten Städtepartnerschaft Hannover - Esteli eine Schulpartnerschaft initiierte. Ein Stadtplaner aus Bonn erzählte bei der Kaffeernte, alle Frauen seines Bekanntenkreises seien von seinem »Urlaub« begeistert gewesen und alle Männer entsetzt. Ein Polizist fuhr trotz der Skepsis der Brigadeorganisatoren mit ins nicaraguanische Kriegsgebiet, und ein Aufbauhelfer überredete sogar seine Mutter, ihn zu begleiten.

Immer mehr Gewerkschaftler beteiligen sich an den Wuppertaler Brigaden und in den letzten beiden Jahren schickten die IG-Metall und die Postgewerkschaft in Hessen schon eigene Brigaden nach Nicaragua. Seit 1983 organisiert das ökumenische Büro für Frieden und Gerechtigkeit in München die »Bertolt Brecht Brigade«, die Schulen in der extrem armen Südregion Rio San Juan baut. Städtepartnerschaften werden durch die persönlichen Kontakte der Solidaritätsreisenden gestärkt. Die Teilnehmer der jährlichen Juso-Brigade konnten, so der Organisator Thomas Himmelsbach, ihr Nicaragua-Bild vor Ort berichtigen und auf die Diskussion, wenn auch nicht in der SPD, so doch auf dem Juso-Bundeskongreß Einfluß nehmen.

Solche Beispiele direkter politischer Umsetzung der Erfahrungen sind allerdings selten. Die meisten Brigadisten vermitteln zwar ihre konkrete Betroffenheit und ihre erworbene Landeskenntnis an ihre Freunde und Arbeitskollegen und fordern sie zu Spenden auf, aber die Verbreiterung der Solidaritätsbewegung hat nicht in gleichem Umfang auch zu ihrer Politisierung geführt. Die konkrete Arbeitserfahrung verführt dazu, sich anschliessend auf diesen Erfahrungshorizont zu beschränken und nur für die »eigene« Kooperative zu sammeln. per Wildwuchs zahlloser Klein- und Kleinstprojekte und dorthin reisender Gruppen, die ihre Schule auf Wunsch irgendeines Nicaraguaners bauen, ohne auf die Entwicklungsprioritäten der jeweiligen Regionen Rücksicht zu nehmen, ist nicht nur in Nicaragua zum Problem geworden. Die Verzettelung der Unterstützergruppen in allzu konkreter Hilfe hat auch in der BRD den politischen Aspekt der Solidarität zurücktreten lassen.

US-Präsident Reagan hat sich zum erklärten Ziel gesetzt, die Sandinisten noch während seiner Regierungszeit zu stürzen. Die Haltung Europas ist für das Überleben der Sandinisten von entscheidender Bedeutung. Das haben die Zugeständnisse, die sie den Regierungen beim Rückzug der Internationalisten gemacht haben, erneut bewiesen. Während die Contra und der US-amerikanische Geheimdienst über ihre Verbindungsbüros in Madrid, Genf und Brüssel mit einer gezielten Öffentlichkeitsarbeit auf die europäischen Regierungen Einfluß nehmen, sind die Solidaritätskomitees damit beschäftigt, Brigadisten auf ihren Einsatz vorzubereiten, Spenden zu sammeln und Container mit Hilfsgütern für Nicaragua zu organisieren. Es gibt in der BRD bald tausende von Personen, die aus persönlicher Erfahrung wissen, daß in Nicaragua kein Totalitarismus herrscht. Es ist Zeit für die Solidaritätsbewegung, dieses Potential zu nutzen.

Konkret 10/86, S. 23

Andreas Juhnke

»Es gibt keinen in unserer Partei, der sagt, er werde benachteiligt, weil er eine Frau ist«

Frauen in den bundesdeutschen Parteien kommen langsam oder meistens gar nicht. In Hamburg haben sich die etablierten Parteien wieder einmal alle Mühe gegeben« frauenfreundlich zu scheinen und gleichzeitig die Frauen auf weniger aussichtsreichen Listenplätzen zu versenken. Die Ausnahme ist die GAL: sie geht mit einer reinen Frauenliste in die Wahl

Im Herbst 1984 schickte das Institut für angewandte Sozialwissenschaft (Infas) seine Interviewer aus, um »Situation und Einstellung« von 2428 Frauen in Nordrhein-Westfalen zu erforschen. Befragt, wo sich die »besten Möglichkeiten« für eine Beteiligung am »öffentlichen Leben« böten, tippten 61 Prozent auf soziale Einrichtungen, 42 Prozent auf die Nachbarschaft, gleichviel auf Fraueninitiativen. Auf den Plätzen folgte der Kindergarten (38 Prozent), die Kirche (29 Prozent), die Bürgerinitiative (28 Prozent). In den politischen Parteien sahen 76 Prozent der Frauen *keinen* Platz für ihr Engagement.

Dabei mühen sich die Parteien seit Jahren, dieser Einschätzung mit allerlei bunten Versprechungen zu Leibe zu rücken. Bis in die 20er Jahre reichen die Versuche der Parteien zurück, mit gezielter Ansprache der weiblichen, absoluten Mehrheit der Wahlberechtigten gerade ihre Männer-Runde als die frauenfreundlichste anzubieten. Allein, die Mehrheit der Frauen blieb reserviert, würde zwar mehrheitlich mehr Frauen in der Politik begrüßen, wählte aber überwiegend christlich, sicher, konservativ und im Zweifel wie der Gatte, der selbst 1984 noch ihr wichtigster politischer Gesprächspartner und damit Willensbilder war.

Nichtsdestotrotz wird auch im Hamburger Wahlkampf wieder auf die Frau gesetzt. SPD, CDU und GAL rücken die Frauen in den Mittelpunkt. Einzig die FDP hat außer »die Steuern« wenig weibliches im Programm.

Mit dem größten Frauenanteil unter ihren Parteimitgliedern kann die Hamburger CDU aufwarten. Mit 40 Prozent hat sie sogar bundesweit den größten Frauen-Teil - ein unschätzbares Reservoir für verregnete Tage am Wahlkampftisch, für die Schriftführung im Ortsverein und andere mit Mühen beladene Aufgaben. Oben verstehen es die Männer, unter sich zu bleiben.

Das mußte etwa Eleonore Rudolph erfahren. Die Vorsitzende der hansestädtischen CDU-Frauenvereinigung, Mitglied des Bundesvorstandes und lange Jahre Abgeordnete der Bürgerschaft, wollte es in diesem Februar wissen. Auf dem Landesparteitag kandidierte sie für einen der drei Vertreter-Posten des Landesvorsitzenden und erhielt eine männlich-kühle Dusche der Delegierten. Ihr Verlangen nach Plätzen für Frauen, auch in den Führungsgremien der Partei, wurde vom Hamburger CDU-Chef Jürgen Echternach mit dem schönen Satz gekontert: »Es gibt keinen in unserer Partei, der sagt, er werde benachteiligt, weil er eine Frau ist. «

Für ihre Gegenkandidaten stimmte auch die Mehrheit der Frauen, von denen vorab schon eine Reihe signalisiert hatte, daß Frau Rudolph ungeeignet für dieses Amt sei, da ihr Verhältnis zu Echternach, dank einiger Auseinandersetzungen in den vergangenen Jahren, zu wünschen übrig lasse.

Derart gekuscht zischeln die CDU-Frauen zwar mal, wenn der Hamburger Bürgermeister-Kandidat Hartmut Perschau seine Rede auf der norddeutschen CDU-Frauenkonferenz mit dem Satz beginnt »Ich freue mich, daß ich soviel attraktive Weiblichkeit begrüßen darf«, rücken aber lautlos ins Glied, wenn der Wahlkampf unter dem Major a.D. Perschau in die heiße Phase kommt. Wortlos ertragen sie es, daß Perschau sämtliche Fragen der Presse beantwortet, die bei der Vorstellung der neun Kandidatinnen gestellt wurden, die bis Platz 56 auf der CDU-Bürgerschafts-Liste zu finden sind. Immerhin vier mehr als in der amtierenden Bürgerschaftsfraktion, außerdem sind Ingeborg Knipper (Schulbehörde) und Helga Stödter (Justizbehörde) zwei Plätze im Senat versprochen, sollte die CDU nach dem 9. November mit ihrem »schwarzen Kabinett« (GAL) die Regierungsbank besetzen können, woran aber im Ernst keiner glaubt. Selbst die CDU nicht: Eckart van Hooven, von Perschau aus der Vorstands-Etage der Deutschen Bank für den Posten des Wirtschafts- und Arbeits-Senators vorgesehen, hat sich nur bis kurz nach der Wahl beurlauben lassen.

Die CDU-Frauen gehen »immer noch stärker von Bewußtseinsbildung aus«, verzichten auf Quotenforderungen und sind am Wochenende auf der Straße zu treffen oder auf dem Stand der CDU bei der Verbraucher-Messe »Du und Deine Welt«, wo sie 12- bis 18jährige Schülerinnen und Schülern einen Aufsatz-Wettbewerb anpreisen zu dem Thema: »Wie stelle ich mir Gleichberechtigung vor?«

Auf den Straßen und Plätzen der Stadt sind auch die Sozialdemokratinnen zu finden. Ihnen hat der Senat im Spätsommer ein internationales Frauenfestival aus dem Finanztopf für Wirtschaftsförderung spendiert.

Viel Prominenz sollte darüber hinwegtäuschen, daß auch die SPD-Frauen im Februar dieses Jahres mit ihren Forderungen am Eisberg der Partei schwer aufgelaufen waren.

Erstmals hatten die Frauen der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen (AsF) ihre eindeutige Position, »Laßt die Pfoten von den Quoten«, verlassen und wollten nun sichere Plätze in den Gremien und Fraktionen in Relation zum Frauenanteil von 30 Prozent an der Zahl der SPD-Mitglieder in Hamburg. In stundenlanger Debatte, vorwiegend geführt von den Frauen, durften sie sich den Mund trocken disputieren-. Dann legten die schweigenden Männer die Löffel für die Erbsensuppe beiseite und stimmten kurzerhand den AsF-Antrag nieder.

Mit Tränen in den Augen verließen die Kämpferinnen die Versammlung im Gewerkschaftshaus Besenbinderhof, blieben am nächsten Tag noch verletzt zu Hause und machten sich gegenseitig Mut für die nächsten Jahre. »Ran an die Zukunft!« proklamieren im Wahlkampf jetzt die Juso-Frauen. Auf den Listenplätzen, die mit einiger Sicherheit zu Bürgerschaftssitzen führen werden, hat sich tatsächlich die »Selbstverpflichtungserklärung« der Männer niedergeschlagen: etwa 30 Prozent der Listenplätze sind mit Frauen besetzt.

Bei der Besetzung wurde darauf geachtet, daß reichlich rechte Frauen dabei sind. Im Bezirk Harburg hätte es durch geschicktes Management beinahe eine Alternativ-Kandidatur der AsF-Vorsitzenden Christa Randzio-Plath gegen die Journalistin und linke Bürgerschaftsabgeordnete Sonja Pappe gegeben. Letztere verzichtete. Helga von Hoffmann, ebenfalls lange Jahre auf dem linken Flügel der Bürgerschafts-Fraktion zu finden, wurde von ihren Parteifreunden aus dem Bezirk Nord auf Platz 72 versenkt. Sie tröstet sich damit, nach über 15 Jahren Bürgerschaft mal wieder woanders Politik machen zu können. Außerdem schreckt sie der Gedanke an eine durchaus mögliche Koalitions-Verhandlung mit »dieser F.D.P.«. Die Hamburger Freidemokraten, angeführt von Ingo Münch, werden in den Umfragen haarscharf an der Fünf-Prozent-Schallmauer gesehen. Trotz innerparteilichen Drängelns zu einer CDU-Koalitions-Aussage hat sich Jura-Professor Münch beide Türen offenhalten können.

Garant dafür, daß aus der SPD kein neuer Tastversuch an die Grün-Alternative Liste (GAL) kommen dürfte, ist eine sattelfeste Riege rechter Sozialdemokraten, die mit Super-Senator Alfons Pawelczyk (Innensenator, 2. Bürgermeister, Bonn-Beauftragter) eine Bastion im Senat hat und in Henning Voscherau einen beinah alles beherrschenden Fraktionsvorsitzenden besitzt.

Mit Galgenhumor erträgt es die mehrfach geduckte Partei-Linke, die auf einem Parteitag im März dieses Jahres einen Antrag einbrachte, in dem es unter anderem heißt: »Inwieweit Empfehlungen der Partei in die Willensbildung der Fraktion einfließen, obliegt der pflichtgemäßen Prüfung durch Henning Voscherau; im Falle seiner Verhinderung entscheiden (Wirtschaftssenator) Volker Lange und Alfons Pawelczyk, diese aber nur gemeinsam.« Für den linkssozialdemokratischen Landesvorsitzenden Ortwin Runde blieb nach diesem Antrag die Aufgabe: »Der Landesparteitag wird eröffnet und geschlossen. Dies obliegt Ortwin Runde. Der Parteitag hat die vornehmste Aufgabe, die Politik von Fraktion und Senat kritisch zu begrüßen.«

Dieser Aufgabe kam er nach, auch ohne daß der Antrag angenommen wurde. Nicht SPD-, sondern Standort-Politik heißt das in Hamburg, seit Klaus Dohnanyi 1983 in einer Rede vor dem sogenannten 'Übersee-Club', dem Einfluß-Gremium der Stadt, seine Vision vom Wirtschafts-Standort an der Elbe entworfen hat. Dem Konzept der Wirtschafts-Protegierung auf Kosten der übrigen Stadt-Bewohner hat selbst die CDU nicht entgegenzusetzen. Nur die SPD selbst.

Nach dem Hamburger Kessel, bei dem am 8. Juni die Stadt unter Polizeirecht gestellt worden war und hunderte von AKW-Gegnern handstreichartig auf der Hamburger Festwiese Heiligengeistfeld sistiert wurden, rutschte die SPD plötzlich bei Umfragen in Prozentbereiche, die eine Allein-Regierung unwahrscheinlich erscheinen lassen. Von satten 50 Prozent kann die SPD seitdem nur noch träumen. GAL und FDP waren die Umfrage-Gewinner der Polizeiaktion.

Rolf Lange, dessen Halbwertzeit als Innensenator schon davor abgelaufen war, wurde zum Weitermachen gedungen, - obwohl er gerne gegangen wäre. Da »gehört ein brutaler Typ hin«, sinnierte er später, nach seinem Rücktritt, über den Sessel des Innensenators. Dafür hielt er sich danach dann doch nicht.

Räumen durfte er ihn aber erst, als der von allen Seiten hofierte Zeuge der Anklage, Werner 'Mucki' Pinzner, im Juli einen Staatsanwalt, seine Frau Jutta und dann sich erschoß - in einem Vernehmungszimmer des Polizeipräsidiums.

Bei Pinzner kam es zum Sturmangriff der Springer-Presse auf die Innenpolitik. Hatten die Zeitungen sich beim 'Kessel' noch merklich zurückgehalten, bot sich für ihre Intentionen nun die ideale Angriffsfläche. Angebliche Sicherheitsversäumnisse wiegen eben schwerer als der Verfassungsbruch bei der Festsetzung der Demonstranten.

Als Dohnanyi aus dem Urlaub heimkehrte, durfte Rolf Lange endlich gehen, nicht ohne die Versicherung des Bürgermeisters, daß er in die Hamburger Politik zurückkehren wird. Im Moment gilt er als möglicher Nachfolger für den Sessel des Senators für Arbeit, Jugend und Soziales, den noch der Parteilinke Jan Ehlers besetzt hält.

Mit Lange mußte die Justizsenatorin Eva Leithäuser gehen. Sie war zwar weder für den 'Kessel' noch für den Fall Pinzner verantwortlich, wurde aber von den Rechten und ihren Presseorganen seit Jahren unter Beschuß gehalten. Dohnanyi bearbeitete sie einen Tag lang, bis sie drei Monate vor ihrem ohnehin geplanten Ausscheiden aus dem Senat verbittert mitging.

Mit diesen beiden Senatorenopfern und der Wiederbesetzung des Innensenatoren-Postens mit Alfons Pawelczyk, der einst nicht nur Rolf Lange, sondern auch die für den Kessel verantwortlichen Polizeiführer in ihre Positionen gehievt hatte, hofft die SPD die Innenpolitik aus dem Wahlkampf heraushalten zu können.

Der Grün-Alternativen Liste (GAL) der Stadt haben die Ereignisse Aufwind verschafft. Mit bislang beispielloser Risikofreude hat sie sich entschlossen, eine reine Frauenliste in den Wahlkampf zu schicken und nimmt damit in Kauf, Stimmen abzugeben. Statt auf profilierte Namen zu setzen, die sich in den vier Jahren ihrer Bürgerschaftszugehörigkeit einen Klang verschafft haben, setzt die GAL auf die konkrete Utopie.

Dabei hatte es anfangs so ausgesehen, als würde das Projekt Frauenliste die Partei in endlose Auseinandersetzungen verstricken. Ausgehend von einer internen Gruppe, die sich »Freche Frauen« nennt, kam der Plan über die vorwiegend von Männern dominierten Gremien der GAL. Weitgehend inhaltsleer, aber mit der Vorstellung, daß Frauen es, wie auch immer, *anders* machen würden, forderten die Frauen um die heutige Spitzen-Kandidatin Adrienne Göhler alle Listenplätze für sich. Daran rieben sich nicht nur die GAL-Herren, sondern auch Vertreterinnen der eher traditionellen Frauenarbeit, denen es wichtiger war, was eine/r für politische Vorstellungen hat, statt den »kleinen Unterschied« zum entscheidenden Kriterium zu machen.

Nach langen Auseinandersetzungen, bei denen eine eher traditionalistische Vertreterin wie Regula Schmidt-Bott erst ausgegrenzt wurde, schließlich resigniert aufgab und nun neben Thomas Ebermann für den Bundestag kandidiert, und nachdem auch eine größere Fraktion der Männer ihr Plazet für die Frauenliste gegeben hatte, wurde das Experiment beschlossen. Die GAL hatte dann aber noch einige Mühen, überhaupt genügend Kandidatinnen aufzutreiben, hält sie doch weiterhin an der Zweijahres-Rotation fest.

Noch einmal geriet sich die GAL vor der Wahl in die Haare, als der Katalog mit Tolerierungsvorschlägen an die SPD formuliert werden sollte. Die einen wollten möglichst viele der existenziellen Programmpunkte darin untergebracht wissen, die anderen orientierten sich eher an dem, was sie für machbar mit der SPD halten. Die Maximalisten setzten sich durch. Beide Fraktionen sind sich aber über dem Streit weitgehend darin einig, daß es wohl kaum zu neuen Gesprächen mit den Sozialdemokraten kommen wird. Nach den Erfahrungen mit den ersten Toterierungsverhandlungen im kurzen Sommer der 'Hamburger Verhältnisse' 1982, als die SPD keine Mehrheit zum Regieren hatte und im Dezember 1982 noch einmal wählen lassen mußte, und der bislang formulierten Absicht der Regierungspartei, scheint eine grün-orange Tolerierung weniger wahrscheinlich als etwa eine Große Koalition, für die Dohnanyi politisch und persönlich weit mehr geeignet ist.

Konkret 10/86, S. 26

Martin Rick

Mensch Bulle

Was ist nun? Polizisten, sind das Bullen oder auch Menschen? Kollegen, weil sie auch in der Gewerkschaft sind? Oder gar Demonstranten in der Inneren Emigration? Einige haben manchmal eine. eigene Meinung: sie sagen, beispielsweise, Ja zu Nein oder auch umgekehrt. Für ein bißchen mehr Realismus Plädiert Martin Rick.

»Das Volk! Das gute Volk, das nie eine Schuld trifft, weil es ja so arm, so unwissend, so unschuldig ist! Das gute Volk, das immer freigesprochen wird, weil es ja so ausgebeutet und manipuliert und unterdrückt wird! Als bestünde das Heer nur aus Generalen und Offizieren! Als wären es nur die Staatsoberhäupter und sonst niemand, die auf unbewaffnete Menschen schießen und die Städte zerstören! Als wären die Soldaten des Erschießungskommandos, die mich umbringen sollten, nicht Söhne des Volkes gewesen! Als wären die, die mich folterten, nicht auch Söhne des Volkes gewesen!«

Oriana Fallaci

»Ein Mann«

I

Wenn Opfer von Verbrechen den Tätern verzeihen, kann das gut christlicher Brauch sein, aber auch von einiger Einsicht zeugen, wie gewalttätig die herrschenden Verhältnisse Menschen machen.

Wenn mögliche Opfer polizeilicher Gewalt die bezahlten Täter im Vorweg in Schutz nehmen, dann ist das lediglich ein Zeichen der zunehmenden Verelendung in den Köpfen. Wenn Demonstranten, die der Prügelei entgegengehen, Absolutionsrituale herbeten - »Er könnte dein Nachbar sein«, »Er tut nur seine Pflicht« und »Auch er hat eine Familie zu ernähren« - wenn Friedensfreunde vor Glück strahlen nur weil die Einsatzleitung »Plaudern« für opportun erachtet und sie aufatmend feststellen dürfen, wie verständnisvoll Polizisten im Grunde sind, wenn Gewerkschafter nicht müde werden, den »Kollegen Polizisten« selbst dann zu beschwören wenn diese Kollegen ihre Versammlungen mit Hunden umzingeln - dann ist jedes Wissen um Interessengegensätze und Seiten, auf denen man steht, verlorengegangen in einer großen Wolke diffuser Gefühlsseligkeit, in der es keine Schuld und keine Verantwortung mehr gibt.

Magisches Denken mag bei manchen im Spiel sein, die um Verständnis für die Polizisten werben; die heimliche Hoffnung, durch eine positive Einstellung den hinter den Schilden Anrückenden freundliches Entgegenkommen signalisieren, sie milde stimmen und so den erwarteten Zusammenstoß ganz glimpflich überstehen zu können.

In der traditionellen Linken dagegen überlebt eher eine durch keinerlei zeitgemäße Erfahrung gestützte Erwartung, daß, sofern nur zuvor pfleglich behandelt, »im Ernstfall« ganze Hundertschaften überlaufen und sich mit den Volksmassen verbrüdern würden; daß zumindest aber einzelne gutmütige Arbeitersöhne in Uniform verkappte Sozialisten wie Christian Geißlers Leo Kantfisch, ganz heimlich »für die Sache« tätig wären.

Gemeinsam ist ihnen jedenfalls die Überzeugung, daß der einzelne Polizist nicht verantwortlich zu machen sei für das, was er tue, daß er lediglich als Instrument in der Hand der Politiker fungiere, daß ihm allerhöchstens im Eifer des Gefechts mal die Nerven durchgehen. Unterstellt wird, daß der Polizist als Mensch nur gezwungenermaßen und ungern seine Pflicht erfülle und daß er dafür, daß er sie erfüllt, ganz verständliche Gründe anführen kann.

»Verstehen« läßt es sich natürlich, wie ein Schüler auf die Werbung für den modernen, sportlichen, verantwortungsvollen Polizeiberuf hereinfällt, in jener gutmütigen Naivität, die das Funktionieren einer parlamentarischen Demokratie erst ermöglicht; »verstehen« läßt sich, daß er die abgesicherte Laufbahn einem Job in der Krisenwirtschaft vorzieht; »verstehen« läßt sich auch, daß die Sorge um Frau und Kinder jeden Gedanken ganz schnell ersticken kann, diesen Beruf aufzugeben.

Verstehen läßt es sich - wenn damit das Nachvollziehen psychischer Mechanismen, Motivationen und Entscheidungsabläufen gemeint ist. Verstehen im Sinne von entschuldigen läßt es sich nicht. Denn ein solches Verständnis entwertet den Entschluß derer, die mit dem Gedanken spielten, sich aber dann ganz bewußt nicht für eine Polizeikarriere entschieden haben, die ganz bewußt schon nach den ersten Eindrücken ihre Ausbildung abbrachen, und die ganz bewußt, trotz Familie, den Dienst quittierten.

Jeder Polizist ist und bleibt freiwillig und durch eigene Entscheidung Polizist.

II

Für eine Mehrzahl der Polizisten ist dies ohnehin keine Frage. Sie identifizieren sich mit ihrem Beruf. Ihre Feindbilder sind heil, ihre Identifikation mit dem Staat ist fast lückenlos, höchstens daß er ihnen ab und an zu lasch erscheint.

Über die politische Einstellung von Polizisten gibt es aus gutem Grund keine veröffentlichten Untersuchungen. Der Schein der politischen Neutralität der Polizei muß gewährleistet werden; aber: mit einer nennenswerten Anzahl Linker im Apparat wäre nun einmal kein Staat zu machen.

Gemeint, und zu Unrecht fürs Ganze genommen, sind jene paar anderen, die nicht alles, womit sie befaßt sind, in guter demokratischer Ordnung finden, die doch lieber Freund und Helfer als Glied einer prügelnden Hundertschaft wären, die gelegentlich Bauchschmerzen haben und auf der Wache auch schon mal den Mund aufmachen. Gemeint ist der freundliche Mittelstürmer, SPD-Mitglied, der auch für den Frieden ist, bei Elternversammlungen ganz vernünftige Dinge sagt und ansonsten hofft, halbwegs anständig durchzukommen. Ihm gilt das große Herz. Aber es gibt keine polizeigrüne Unschuld, und auch dieser Vorzeigepolizist weiß das.

Er weiß, daß er vor den nächsten Einsätzen wieder kaserniert werden wird, daß er wütend sein wird, prügeln muß, prügeln wird. Er weiß, daß er - auf Befehl - diskutieren darf, auf Befehl aber auch schießen muß und sich die Skrupel erst hinterher erlauben darf. Er kennt Sein Polizeigesetz und die Dienstvorschriften, er weiß, daß die Zwänge, in denen er steckt, wenig Raum für persönliche Entscheidungen lassen, wenn er Anordnungen für falsch hält. Und er kann an seinen älteren Kollegen studieren, was der Weg durch die Dienstgrade und Reviere aus ihm machen wird.

Er wird immer weniger die Augen davor verschließen können, wofür und für wen er auf Köpfe drischt und seinen eigenen hinhält. Ihm wird immer klarer werden, wie es um die beste und schützenswerteste aller Ordnungen, die FDGO, in Wirklichkeit bestellt ist. Er wird sich eingestehen müssen, daß die, die für Arbeitsplätze und gegen Atomreaktoren demonstrieren, im Recht sind - und wird sie zurückknüppeln. Er wird immer weniger übersehen können, daß er Bürgern gegenübersteht, die. gegen einen Staat angehen, der ihr Leben aufs Spiel setzt. Ihm wird einleuchten, daß sie irgendwann genug davon haben, verlachte Demonstrationen abzufeiern. Er wird, wenn er noch will, erkennen können, daß er nicht die Freiheit schützt, sondern Teil eines überaus differenzierten Apparates zur Unterdrückung des Volkes ist. Nichts weniger, nichts mehr.

Und nun müßte er den Dienst quittieren.

Doch soweit wird es nicht kommen. Denn irgendwann auf diesem Weg wird sich, da er nicht schizophren werden will - mit der Antiatomsonne im Hirn gegen Brokdorfdemonstranten - ganz allmählich sein Weltbild wandeln und den psychischen Erfordernissen seines Dienstes anpassen. Ein ganz alltäglicher Vorgang, nur: was ist daran zu entschuldigen?

Die Zeiten werden härter, die Arbeit der Polizeiseelsorger wird mehr - es gibt keinen Grund, sie ihnen abzunehmen.

Konkret 10/86, S. 28

Ilse Tweer

Sicher, sicherer, am deutschesten

Die Propagandisten der Atomenergie werden nicht müde zu behaupten, die deutschen Reaktoren« seien die sichersten der Welt. Mit dem Schlagwort der »deutschen Sicherheit« wird gelogen, daß sich die Balken biegen und die Bolzen fliegen, denn die Untersuchungsmethoden der Technischen Überwachungsvereine und der Atomindustrie sind alles andere als vertrauenerweckend. Ein paar Gedanken über die Sicherheit westdeutscher Atomkraftwerke

Tschernobyl hat zwar bewirkt, daß die Menschen in Zahlen erfuhren, welcher Strahlenexposition sie ausgesetzt waren, aber aus dem Chaos an unterschiedlichen Werten und dem zugemuteten Einheiten-Wirrwarr von rem und Sievert, rad und Gray, Curie und Bequerel, konnte keiner entnehmen, ob und in welcher Gefahr er sich nun tatsächlich befunden hatte bzw. befand. Dabei sollte wohl das Festlegen der Grenzwerte implizit aussagen, man habe die Sache im Griff, obwohl bekannt ist, daß die Internationale Strahlenschutzkommission im Jahre 1973 ihre Grenzwert-Festlegung aufgrund einer Kosten-Nutzen-Analyse (Kosten für gesundheitliche Folgeschäden gegen Kosten für Strahlenschutzinvestitionen) erstellt hatte.

Ist es eine zu billige Vermutung, daß die Intensität der Beschäftigung mit den Problemen der direkt Betroffenen von den eigenen keineswegs unbedeutenderen ablenken soll? Ist die Unterstellung zu einfach, daß das aufgehäufte Mitleid für die von einer miserablen Informationspolitik zusätzlich Gefährdeten ein Versuch ist, Fragen nach hauseigenen Informationslücken zu umgehen oder jedenfalls hinauszuzögern? Gibt es vielleicht schon so etwas wie Eigengesetzlichkeiten infolge der Wachstumsgeschichte dieser eigentlich noch recht jungen Großtechnik?

Möglicherweise handelt es sich um eine ganz neue Qualität von Entscheidungsverantwortung, die die hochkomplizierte neueste Großtechnik ausgerechnet von Leuten erwartet, die fachlich wenig oder gar keine Ahnung haben, also gar nicht übersehen können, worüber sie entscheiden, denen daher ganz leicht mit einigem Geschick die Unbedenklichkeit hinsichtlich irgendwelcher Gefahren und die zukunftsweisenden, vielfältig erfolgversprechenden Auswirkungen der erwarteten positiven Entscheidung zu vermitteln ist. Umgekehrt wird dann sofort diese Entscheidung als Beweis für die Unbedenklichkeit und die Bestätigung der Richtigkeit dieser Entwicklung verwertet.

Über die Jahrhunderte hinweg waren auftretende Probleme immer eine Art Triebfeder für die technische und wissenschaftliche Entwicklung gewesen, - man konnte sich irgendwie drauf verlassen, daß den Technikern und Ingenieuren schon was einfallen würde, um aus sackgassenähnlichen Problemsituationen entweder trickreich oder elegant durch neue Entdeckungen und Erfindungen wieder rauszukommen. Diesmal scheint das aber schon theoretisch aussichtslos. Gleichzeitig fällt hemmungslos lautstark und zu oft das Wort SICHERHEIT, meist noch verstärkt durch GRÖSSTE oder HÖCHSTE, gerade von den dafür Verantwortlichen mit einem Unterton, der ein Befragen oder gar Anzweifeln schon ungebührlich erscheinen läßt.

Mitunter sieht es so aus, als würde die Entwicklung immer gigantischerer Gefährdungen gleichzeitig die Sensibilität für die Gefahr einschläfern, gewiß über den üblichen Gewöhnungseffekt, aber wohl auch wegen der Unvorstellbarkeit der quantitativen Aussagen und auch aufgrund eines Konglomerats aus Bewunderung und Glauben an die Technik. Passieren dann doch »größere Störfälle« (Challenger, die diversen Raketen-Fehlschläge, Tschernobyl), wird das fatalerweise als Schicksalsschlag empfunden, anstatt grundlegendere kritische Betrachtungsvorgänge bei den Verantwortlichen auszulösen. Der Komponente »menschliches Versagen« wird durch Personaländerungen Rechnung getragen und schon geht es wieder weiter unter Betonung der vorhandenen Sicherheitsbemühungen.

Es mag sein, daß der tradierte Qualitätsbegriff »deutsche Wertarbeit« um den Begriff »höchste Sicherheit« erweitert wurde (inzwischen besteht ja tatsächlich schon der Anspruch, diese höchste deutsche Sicherheit zur geforderten Grundlage für die ganze Welt zu machen), und so schon die sprachliche Kombination der Worte »Sicherheit« und »deutsche Kerntechnik« spürbare Sicherheitsgefühle zu suggerieren imstande ist.

Ein weiterer Mechanismus dürfte in der bloß wahrscheinlichen Beschreibung der Gefährdung liegen, deren Aussagen nur in Relationen irgendwie nachvollziehbar erfaßt werden können. Die Information, die Wahrscheinlichkeit für das Versagen eines Reaktorkessels liege bei 2.10-4 pro Jahr, d. h. im Jahr zerplatzen im Mittel zwei von 10 000 Kesseln, impliziert z.B. für einen AKW-Angestellten, der bei offener Kritik an der Reaktorsicherheit mit einer Wahrscheinlichkeit von 1 (also 100%) seinen Arbeitsplatz verlieren und damit die existentielle Grundlage für seine Familie gefährden würde, den Eindruck von relativ weit weniger Gefahr durch einen berstenden Reaktorkessel als durch den Hinweis auf die Berstmöglichkeit.

Das Zynische an dieser Wahrscheinlichkeitsbetrachtung der Kesselsicherheit liegt allerdings darin, daß das Platzen eines bestimmten Kessels gerade jetzt, morgen, in tausend Jahren oder sonst irgendwann erfolgen kann, und all das wäre mit 2.10^{4} pro Jahr richtig beschrieben.

Die für ein Sicherheitsgefühl erforderliche Verinnerlichung dieser relativen Gefahr scheint auch für Techniker vergleichsweise problemlos zu funktionieren, vermutlich, weil die hochgradige Trennung der Problembehandlung auf verschiedene Experten unter anderem auch erlaubt, etwaige Zweifel in das Fach des Kollegen zu verlagern und sich zumindest vorrangig vor sich selbst ohne Verantwortung zu fühlen.

Eine nicht unwesentliche Rolle spielt in diesem Geschehen der zunehmende Computer-Einsatz, nicht nur im Zusammenhang mit dem Funktionsablauf, den Steuer- und Regelvorgängen, sondern für die psychologische Wirkung von Sicherheitsaussagen. Dabei täuscht die unbestrittene und unangreifbare Gewißheit, daß der Computer auch komplizierteste Rechnungen garantiert richtig und exakt ausführt, darüber hinweg, daß auch die genaueste Rechnung falsche Werte liefert, wenn das Rechenmodell oder die theoretischen Grundlagen fehlerhaft oder unsinnig sind. Wenn aufwendige Rechnungen z. B. die Sicherheit eines Reaktorteils nachweisen sollen, die in die Rechnung eingehenden materialbezogenen Angaben über diesen Bauteil aber nicht den Tatsachen entsprechen, ungerechtfertigt oder ungenau bekannt sind, oder/und die theoretischen Annahmen über das Materialverhalten auf groben Vereinfachungen beruhen, dann ist das Ergebnis gewiß fragwürdig. Dennoch impliziert die Aussage einer solchen Computerrechnung eine Art Unumstößlichkeit, die Fragen nach der Gültigkeit des Ansatzes vergessen läßt oder zumindest das Gefühl für deren Relevanz mindert.

Eine Fülle interessanter Beispiele für das Gesagte kann den aus den Kernkraftwerken Stade und Krümmel herausgesickerten Details über die Anlagen und deren Betriebsverhalten entnommen werden.

Der 640-MW-Reaktor in Stade, ein Druckwasserreaktor, der seit Mai 1972 am Netz ist, kam wegen der Zweifel am Materialzustand seines Druckkessels ins Gerede. In einem TÜV-Papier vom 11.1.1971 (Bericht 30/70) wird der Kesselstahl 22NiMoCr37 wegen seiner hervorragenden Eigenschaften gerühmt. Dabei ist es besonders interessant, daß er gerade hinsichtlich seiner Strahlenempfindlichkeit besser als der ähnlich zusammengesetzte US-amerikanische Stahl eingeschätzt wurde.

Der von den US-Amerikanern als Maximalbelastung festgelegte Neutronendosiswert von 1.1019 n/CM2 wird dann auch vom TÜV und den westdeutschen Reaktorbauern als willkürlich und unbegründet niedrig bezeichnet - in dem zitierten TÜV-Papier wird entsprechend von einer vertretbaren zweieinhalbfachen Grenzdosis ausgegangen. Im neuesten TÜVPapier vom Februar 1985 - das vielzitierte »geheime TÜV-Gutachten« über die Neutronenversprödung des Stader Kessels - wird schließlich der elegante Begriff der End-of-Life (EOL)-Fluenz eingeführt, der zur , Abwechslung mit $1{,}7.10^{19}$ n/CM^2 angenommen wird.

Die Begeisterung für den hervorragenden Stahl wurde gedämpft durch Materialuntersuchungen, die schließlich ergaben, daß gerade dieser Stahl »stark anfällig auf stress-reliefcracking (also Rißbildung beim Spannungsarmglühen) und dehnungsinduzierte Versprödung« und somit nicht geeignet für die erforderlichen Schweißungen ist. Der TÜV erklärte in einem Papier vom 9.3.1977: »Auch für Reaktorbehälter in KKWs werden diese Stähle in Zukunft nicht mehr verwendet. Die hohe Verarbeitungsempfindlichkeit dieses Stahls, die immer wieder durch schwerwiegende Mängel offenkundig geworden ist, hat zu dieser Entwicklung geführt.« In einer Art Blindwütigen Beharrens auf diesen Stahl wurde dennoch auch der Kessel in Krümmel - er ging 1984 ans Netz - aus diesem Material gefertigt.

Ein solcher Kessel besteht aus Ringen, die miteinander, mit der Bodenkalotte und einer Deckplatte verschweißt sind, - dazu kommen die Schweißnähte der vielen Stutzen für die Kühlsysteme und sonstige Zu- und Abfuhrleitungen. Es kann gewiß nicht als bösartiges Bekritteln ausgelegt werden, wenn man gerade bei einem so schwer schweißbaren Material in den vielen Schweißnähten Fehler befürchtet.

Zur Überwachung der Versprödung des Materials durch die Neutronenbestrahlung waren vom Hersteller Siemens acht Bestrahlungskanäle vorgesehen gewesen, von denen aber schon vier bei Probeläufen durch Schwingungen erhebliche Beschädigungen erlitten hatten und daher entfernt werden mußten. In diesen Kanälen werden Proben aus dem Kesselmaterial und solche mit Schweißnähten, die im Labor »entsprechend den dokumentierten Fertigungsbedingungen« angefertigt wurden, einem Neutronenfluß ausgesetzt, der höher ist als an der Innenseite des Kessels, sodaß Aussagen über das zukünftige Kesselverhalten zu erwarten sind (»Voreilproben«).

Gewiß ist es ein erheblicher Unterschied, ob eine Schweißnaht an einem kleinen Probenstück unter Laborbedingungen oder am Kessel selbst hergestellt wird. Zudem hat das Probenstück eine garantiert andere thermische und mechanische Vorgeschichte als der Kessel (diverse Glühbehandlungen, Schmieden, mehrfache Schweißvorgänge, Belastungen durch das An- und Abfahren des Reaktors, usw.), - dies alles müßte bei Aussagen des Tests an den Vergleichsproben im Hinterkopf behalten werden. Zudem erfolgt die Bestrahlung der Probestücke ohne oder höchstens unter einer einfachen Vorspannung, während der Kessel unter komplexen und während des Betriebs sich - ändernden Spannungsverhältnissen steht.

An diesen Vergleichsproben wurden Kerbschlagzähigkeitstests bei verschiedenen Temperaturen durchgeführt, um aus dem Temperaturverlauf der Bruchzähigkeit den Sprödbruchbereich, das ist der Temperaturbereich, in dem die Bruchzähigkeit stark abnimmt, also Sprödbruch wahrscheinlich wird, zu bestimmen. Die Meßwerte vom September 1975 (bei einer Voreil-

Neutronendosis, die etwa dem heutigen Zustand der Kesselwand entspricht) ergaben tatsächlich erschreckende Werte, nicht sosehr für die Kesselwandproben, als insbesondere für den Schweißnahtbereich. Die Zähigkeit des Schweißguts bei hohen Temperaturen war im Vergleich zum unbestrahlten Zustand auf etwa den halben Wert gesunken, die

Sprödbruchübergangstemperatur lag um gut 170°C höher als im unbestrahlten Zustand (der »erlaubte« Grenzwert dieser Bestrahlungs-bedingten Verschiebung war in dem TÜV-Papier von 1971 mit 130'C angegeben worden, was ohnehin schon stark überhöht ist!); Werte also, die keineswegs von Sicherheit künden.

Die Meßwerte streuen selbst bei den kleinen Proben, die sicher weniger inhomogen sind, als das Kesselmaterial, um 10 bis 30 Prozent, d. h. das Materialverhalten schwankt von einer Stelle zur anderen ganz erheblich. Dennoch wird ein Mittelwert ermittelt, wo doch jeder weiß, daß ein Faden an der dünnsten Stelle zu reißen pflegt.

Daß aus Meßwerten, die trotz der Einschränkungen hinsichtlich ihrer Vergleichbarkeit mit dem tatsächlichen Kesselzustand bereits im »verbotenen Bereich« liegen, d. h. Sprödbruch beim An- und Abfahren des Reaktors wahrscheinlich anzunehmen ist, dann auf einen »sicheren Betrieb bis zum Jahre 2012« geschlossen werden kann, ist schlicht abenteuerlich. Man beteuert von Betreiberseite, durch das Umsetzen von Brennelementen die Kesselwand abgeschirmt zu haben, sodaß der Neutronenfluß nun geringer ist, aber was nützt ihr das in Hinblick auf die Neutronen, die sie schon abgekriegt hat! Das Verhalten eines Festkörpers läßt sich theoretisch nicht exakt beschreiben, man ist auf Modellvorstellungen angewiesen, die wesentliche Vereinfachungen annehmen und deren Gültigkeit entsprechend dieser Voraussetzungen relativ eng ist. So wird in dem Gutachten über Stade betont, daß »ein einfaches physikalisches Modell verwendet wird, das von einem ideal-plastischen Fließen der Plattierung des Behälters ausgeht«.

Man ist in der gesamten Festkörperphysik auf solche Modelle angewiesen, wenn man experimentelle Ergebnisse deuten will, - entsprechend werden dann ständig durch Vergleich mit dem Experiment die Einzelheiten der Modellannahmen überprüft und verändert. Hier wird umgekehrt das Ergebnis der theoretischen Rechnung als Aussage über das zu erwartende Verhalten des ganz sicher nicht den großen Vereinfachungen des Modells entsprechenden Kessels benutzt.

Als Materialdaten werden außerdem mittels »Regressionsanalyse« aus den Meßdaten ermittelte Werte in die Computer-Rechnung eingebracht, wobei natürlich längst die experimentelle Tatsache der enormen Streuung der Meßwerte fehlt, die ja, - wie beschrieben - außerdem nicht vom Kessel stammen, sondern von Vergleichsproben mit durchaus nichtgleichartiger Vorgeschichte.

Das Ergebnis der Computer-Rechnung: «Für einen zwei Millimeter tiefen unendlich langen Umfangriß, der sicher durch Ultraschallprüfung auffindbar ist, findet keine Rißinitiierung bis weit über die anzunehmende End-of-Life Neutronenfluenz hinaus statt.«

Dieses Computer-Sicherheitslied wiegt den Betreiber offenbar in Sicherheit.

Dabei gibt es einschlägige Erfahrungen mit solchen Computer-Berechnungen im eigenen Haus: Schon kurz nach Inbetriebnahme des Stader Reaktors wurden »Geräusche« im Kessel gehört, die aber den TÜV keineswegs irritierten. Erst bei einem Brennelementwechsel im Jahre 1973 wurde festgestellt, daß die Schemelbefestigung - auf dem Schemel sitzt der Reaktorkern - defekt war. Beim Auswechseln des Schemels zeigte sich, daß von 40 Schrauben nur mehr 35 da waren, von denen zwei Schrauben Dauerschwingbrüche aufwiesen. Mit aufwendigen Rechnungen wurden dann gezeigt, daß die Befestigung des neuen Schemels sicher ist. Gewiß hat es solche Rechnungen auch für den ersten Schemel gegeben, was nichts daran änderte, daß die Dinger einfach abrissen.

Ein über viele Jahre sich wiederholendes Problem war die Fallzeit der Steuerstäbe, deren Einfallen in den Reaktorkern im Störfall die Neutronen absorbiert und damit die Kernreaktion stoppt. Immer wieder war die Fallzeit einiger Stäbe zu hoch (3,2 Sekunden war als Grenzwert bei der Genehmigung festgelegt worden), mitunter blieben einige Stäbe überhaupt hängen, insbesondere bei der für den Fall einer Notkühlung relevanten Temperatur von 115'C. Viele Seiten lange Rechnungen zeigten, daß dies eigentlich gar nicht sein darf. 1975 änderte man, auf Vorschlag des TÜV und vom Sozialministerium genehmigt, dann die niedrigste Testtemperatur ab 140'C.

Vieles könnte noch erzählt werden: etwa daß die Druckprüfung des Kessels vor dem Beladen mit Brennelementen beim 1,3-fachen des Auslegungsdruckes erfolgt, wobei langsam an diesen Druck herangefahren wird (im Störfall ist mit solch vorsichtiger Behandlung wohl kaum zu rechnen), - genau so, wie bei jedem anderen Druckkessel auch, - von erhöhter Sicherheit ist hier wohl keine Rede, oder daß 1975 in der Speisewasserleitung an der Anschlußnaht zum Dampferzeuger ein Riß auftrat, dessen Ursache in einer Fehlstelle der Schweißnaht vermutet wurde...

usw., usw.

Aufkommende Besorgnisse über die Sicherheit eines Reaktors in ein paar kilometer Entfernung können nach den Erfahrungen mit Tschernobyl und den langsam aber stetig heraussickernden Informationen über Bruhnsbüttel, Gundremmingen, Hamm-Uentrop, nicht mehr als hysterische Maschinenstürmerei abgetan werden.

Konkret 10/86, S. 32

Michael Scharang

Die Demolierung Österreichs oder Der Weg in den demokratischen Faschismus

Die Wahl Waldheims zum Bundespräsidenten ist kein Wunder. Die Geschichte dieses Mannes weist dem Land den zukünftigen Weg. Waldheim repräsentiert den Weg. Mit ihm sind viele. Man muß sie nur kennenlernen.

Staatsverschuldung hat nicht nur Nachteile. Je größer sie ist - und die des österreichischen Staates läßt sich international bereits herzeigen -, desto leichter läßt sich die Frage beantworten, wem der Staat gehört: denjenigen natürlich, denen er Geld schuldet. Nun sind die Leute, die ihm Geld leihen, keine Wohltäter. Sie wissen, man kann auf Dauer und risikolos an nichts besser verdienen als an einem Staat, dem man fortwährend Geld leiht. Sie kassieren gute Zinsen, und dieses neue Geld borgen sie wiederum dem Staat, damit er überhaupt noch Zinsen bezahlen kann.

Daß diese Leute immer reicher werden, nehmen sie als Fügung des Schicksals hin; Sorgen hingegen bereitet ihnen die Verarmung des Staates.

Bis jetzt waren die Geldleute gut beraten, sich eine Regierung zu halten, die große Schulden macht. Allmählich muß aber auch daran gedacht werden, dem Staat zu nichtgeliehenem Geld zu verhelfen, damit er liquid bleibt. Man nennt das Budgetsanierung. Und wie man weiß, läßt sich so etwas nur machen, indem man einem Großteil der Bevölkerung das private Budget kürzt, sei es durch Senkung des Reallohns, durch Reduzierung der Arbeitsplätze, oder durch Einschränkung der sozialen Leistungen. Die ÖVP giert zwar danach, diese Aufgabe übertragen zu bekommen, doch die Geldleute, denen bekanntlich ideelle Werte wie Ehre und Treue mehr bedeuten als materielle, lassen die SPÖ nicht fallen.

Das mindeste, was gewünscht wird, ist eine Koalition der beiden Großparteien. Lieber noch hätte man eine sogenannte Konzentrationsregierung mit allen Parlamentsparteien. Das wäre auch gerechter - denn warum sollen jene Deutschnationalen, die sich in der FPÖ sammeln mußten, weil sie eine Karriere in ÖVP oder SPÖ verpaßt haben, ausgeschlossen werden vom Demolieren eines Landes, das in ihren Augen in nicht-angeschlossenem Zustand ohnedies keine Existenzberechtigung hat.

Jede Großpartei behauptet natürlich, sie schaffe, was die Geldleute wollen, auch allein. Doch die sind nicht so borniert und engherzig. Sie würden sogar die Partei der Grünen, falls die ins Parlament einzieht, teilnehmen lassen, denn da sie zumindest über einen Nebenwohnsitz im Grünen verfügen, wissen sie, was sie an der Natur und den Grünen haben.

Ein Aufruf der Präsidentschaftskandidatin der Alternativen, Meissner-Blau, lautet nach dem »großartigen Ergebnis vom 4. Mai« charakteristischerweise so: »Unterstützerinnen und Unterstützer! ... Das war ein Anfang - den es fortzusetzen gilt, damit die Großparteien uns und unsere Argumente nicht mehr vergessen ... Die Lebensfragen unseres Landes dürfen nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden!« Die Beliebtheit von Frau Meissner-Blau rührt daher, daß sie sich mit ihren Argumenten an die Großparteien wendet und uns einfache Leute damit verschont.

Während sie uns strengen Gesichts, aber generös einen Freiraum zubilligt, hat der andere prominente Grüne, Günther Nenning, den harten männlichen Part zu spielen: einen freundlich-blöd anzugrinsen und dabei zuzuschlagen. »Die Teilnahme von Kommunisten«, äußerte er sich, damals noch SPÖ-Mitglied, »ist unerwünscht. Die Kommunisten mögen schweigen. Sie haben von der Demokratie keinerlei Freiheiten zu fordern, nicht einmal die ihrer nackten politischen Existenz«. Der Zusammenhang? Nein, es ging nicht darum, daß Stalin auf eine Gedenktafel an seinem Wiener Wohnhaus bestanden hätte, sondern ob Brecht in Österreich gespielt werden darf.

Die politische Demolierung Österreichs hat nicht nur einen aktuellen wirtschaftlichen Anlaß, sondern auch eine historische Triebfeder. Die österreichische Bourgeoisie machte mit der bürgerlichen Demokratie wenige und schlechte Erfahrungen. Vor 1918 hütete sie sich vor jedem Emanzipationsversuch gegenüber der Monarchie, denn die kaiserlich-königliche Herrschaft garantierte dem österreichischen Bürgertum eine parasitäre Dominanz über die nationalen Bourgeoisien der in das Imperium gepreßten Länder. Danach, in der Ersten Republik, setzte die Sozialdemokratie alles daran, ein bürgerlich-demokratisches System und einen ordentlichen heimischen Kapitalismus aufzubauen, damit ja keine der im Lehrbuch vorgesehenen geschichtlichen Perioden zu kurz komme.

Fünfzehn Jahre lang war das begriffsstutzige, weil stockkonservative und erzkatholische Bürgertum einfach fassungslos über so viel Dummheit, dann erst besann es sich und beseitigte dieses ihr zugedachte System mitsamt den sozialdemokratischen Gönnern. Es löste nicht nur die Partei der Sozialisten auf, sondern auch die eigene, und konstituierte, angelehnt ans deutsche Vorbild, eine österreichische Volksgemeinschaft, angesichts des sprichwörtlichen hiesigen Völkergemischs eine besondere Groteske, die dementsprechend benannt wurde: Vaterländische Front.

Diese vier Jahre, 1934-38, waren die einzige politische Blütezeit des österreichischen Bürgertums; mit dem Schönheitsfehler, daß die damalige Regierung, die Struktur des bürgerlichen Lagers widerspiegelnd, überwiegend aus illegalen Nazis bestand; sogar der Generalsekretär der Vaterländischen Front besaß, wie kürzlich entdeckt wurde, das zweite, zukunftsweisende Parteibuch.

Heutzutage bemüht sich die Rechte zwar nicht um ein den Fakten entsprechendes, doch um ein sauberes Geschichtsbild, nicht der Geschichte, sondern der Zukunft wegen. Eine Bemühung, die vor dem aberwitzigsten Schwachsinn nicht zurückschreckt.

Ein Leserbrief an »Die Presse« erlaubt Einblick ins neue bürgerliche Selbstverständnis: Der Austrofaschismus sei kein faschistisches, sondern ein grundanständiges autoritäres Regime gewesen. Der Nationalsozialismus hingegen dem Geiste nach eine linke Diktatur.

Die absolute geistige und politische Perversität gehört also mit zu den Ursachen für die Wende in Österreich, was naturgemäß nirgends so klar ablesbar ist wie im Unternehmerblatt »Die Presse«. Zwar werden Demokratie und Republik noch mit Zurückhaltung attackiert, doch brechen die Putschphantasien schon bei jedem Anlaß ungehemmt hervor: »Der grauenvolle (spanische) Bürgerkrieg ist nicht aus heiterem Himmel von einer Handvoll putschender Offiziere in eine friedliche, korrekte Demokratie getragen worden... Die Republik war nicht imstande, jene Staatsordnung aufrecht zu erhalten, der sie verpflichtet war.« Selbstverständlich legitimiere das nicht die Intervention der Militärs, aber »es nimmt den Republikanern jeden Anspruch auf die Glorie, sie - und sie allein - seien die Verteidiger von Recht, Freiheit und Demokratie gewesen«.

Auch Franco war also ein Verteidiger von Recht, Freiheit und Demokratie. Sodaß hinter dem scheinbaren Widerspruch von Republikanern und Faschisten endlich das Gemeinsame sichtbar wird: eine neue Volksgemeinschaft von Demokraten und Faschisten, heute propagiert, weil morgen als politische Praxis erwünscht. Der demokratische Faschismus - das aktuellste und hoffentlich letzte politische Programm der Bourgeoisie.

Die österreichische Variante des demokratischen Faschismus kann auf klerikalen Beistand nicht verzichten. Klug wartete der Papst den Ausgang der Präsidentschaftswahlen ab. Der Entscheid für Waldheim war für den Vatikan das Signal, daß auch im zurückgebliebenen Österreich die Wende endlich in Gang kam, und er förderte diesen Prozeß sofort, indem er einen gewissen Hermann Groer zum Wiener Erzbischof ernannte, einen militanten Hinterwäldler, von dem sich sogar die Konservativen vorläufig distanzieren, weil er für Taktik nicht taugt: Ihm steht das reaktionäre Programm ins Gesicht geschrieben.

Eine außerordentliche Herausforderung für den Herausgeber der »Presse«, der seiner gesamten Kundschaft, den Konservativen und den Reaktionären Rechnung tragen muß, eine Herausforderung, der wir einen Leitartikel verdanken, der zu den journalistischen Höhepunkten der Zweiten Republik zählt - auch insofern, als er das Ende dieser Republik ankündigt: »Das 'katholische Österreich' des letzten Jahrtausends samt dem 'Erzhaus' gibt es längst nicht mehr, warum sollte aber deswegen eine Wiederverchristlichung vom Wurzelgrund her unmöglich sein?« Der klägliche Ersatz für das Erzhaus ist ein Erzdepp, der uns mit Hilfe eines Wurzelsepps wiederverchristlichen will und dabei vor keiner Scheinheiligkeit zurückschreckt: Die Kirche Roms vertraue bei solchen Entscheidungen »auf das unkalkulierbare Wirken des Heiligen Geistes«.

Gefährlicher als solcher Schwachsinn ist nur mehr, ihn nicht ernst zu nehmen. Unser Herausgeber macht zwar einen komischen Eindruck, doch gezwungenermaßen: weil er ein Ereignis geistig interpretieren muß, in dem kein Geist mehr waltet. Was er erst zugeben darf, nachdem er das geistige Pflichtpensum erfüllt hat: »Die Ernennung von Hermann Groer bedeutet ein Programm.« Groer sei »ein Mann der Frömmigkeit und des Gebets, der weltverändernden Kraft, die aus dem Heiligtum kommt. Wie erstaunlich, was gerade er da an Jugend über Roggendorf gewann.«

Roggendorf ist Groers »spirituelles Zentrum im nördlichen Niederösterreich«, also an der Grenze zur Tschechoslowakei, und dort hat der Mann bereits was geleistet, dort hat er die Jugend herangeführt an Führungsaufgaben für Heimwehr und Vaterländische Front, die im demokratischen Faschismus vielleicht anders heißen werden.

Wo innenpolitisch für die Zukunft gesorgt wird, darf ein aussenpolitisches Konzept nicht fehlen. Leitend beteiligt daran ist eine Frau Leitenberger, besser bekannt unter der Bezeichnung Schreckliche Ilse. Sie gehört noch der alten rechten Internationalen an und ist deshalb unentbehrlich für die Schulung der neuen. Denn sie verkörpert noch wirkliche Radikalität. Die österreichische Rechte hat die Lehre, die ihr der Landsmann Hitler erteilt hat, nicht vergessen: Wollt ihr ostmärkischen Provinzler es in der weiten Welt zu was bringen, müßt ihr euch doppelt anstrengen. Eichmann und Kaltenbrunner taten es und wurden seine Musterschüler.

Heute dient Österreichs Rechte dem Reagan, und zwar mit einer Ergebenheit, wie der sie daheim bei seinen fanatischsten Anhängern nicht findet. Das dürfte sich bis zu ihm durchgesprochen haben, denn als Dank schickte er das Mitglied der Parfumhandler-Familie Lauder als Botschafter nach Wien, der seine Verehrer gleich mit der Ankündigung erfreute, Österreichs Neutralität könne kein Dauerzustand sein. Eine erlösende Botschaft für Österreichs Bourgeoisie. Da sie es nie

zur Eigenständigkeit gebracht hat, sehnt sie sich auch jetzt immerfort nach Anlehnung und Abhängigkeit. Sie ist neben den heimischen Nazi die unpatriotischste Kraft in Österreich, weshalb ihre Partei, die ÖVP, den »neuen Patriotismus« zum neuen »Grundwert« erhebt. Meinte der alte Patriotismus die Verteidigung des Landes, so meint der neue dessen Verkauf.

Niemand kann diese bürgerliche Sehnsucht besser formulieren als die Schreckliche Ilse: »Reagans Südafrikapolitik ... ist übrigens nicht gescheitert ... Sie blieb erfolglos, weil hinter Washington dessen Verbündete nicht wie ein Mann agierten.« Wenn Österreichs Rechte die Neutralität abgeschafft hat, wird sie der Welt zeigen, was ein echter Verbündeter ist: Ein Knecht, der die Menschenverachtung seines Herrn nicht müde wird als Menschlichkeit zu preisen.

Nun existiert in Österreich nicht nur die großbürgerliche »Presse«, sondern auch das Wochenmagazin »Profil«, mitbegründet vom jetzigen Herausgeber und Chefredakteur Lingens mit der Absicht, kritischen Journalismus, wenn schon nicht selbst zu schreiben, so doch zu ermöglichen.

Die Entwicklung dieses Herausgebers ist insofern interessant, als sie sich parallel zum Niedergang Österreichs vollzieht, strikt nach dem Karl-Kraus'schen Gesetz, daß der Journalismus keiner Katastrophe gewachsen, weil jeder verwandt ist. »Ich lese immer wieder Kommentare, die es bedauern, daß die beiden Großparteien immer weniger solche grundsätzlichen Unterscheidungen kennen. Jeder Publizist, der etwas auf sich hält, erhebt die Forderung, sie mögen sich 'profilieren'. Warum eigentlich? In Wirklichkeit ist die Ähnlichkeit der politischen Zielsetzungen der beiden Großparteien doch etwas Erfreuliches. Sie besagt, daß es in Österreich in sehr weiten Bereichen Übereinstimmung bezüglich der Wertvorstellungen gibt.«

Niemand geht mit dem Jargon der Wende mit so viel natürlicher Anmut um wie Lingens. Er ist kein Intellektueller, der lange nachdenken muß, er schreibt instinktiv das Richtige. Indirekt, aber stolz verkündet er, daß er sich nicht mehr zu den Publizisten zählt, die etwas auf sich halten.

Früher lautete die Formel: Grundsätzliche Unterscheidung der Parteien ist gleich Pluralismus ist gleich Opposition und Kritik und Kontrolle ist gleich bürgerliche Demokratie. Nun, in der Vorbereitungsphase des demokratischen Faschismus zählt das alles nicht mehr. Lingens gibt sich auch nicht wie sein betagter Kollege von der »Presse« die Mühe, diese Veränderung mit geistigen Verrenkungen zu erklären. Macht der »Presse«-Herausgeber bürgerliche Bildung zur Farce, erhebt Lingens die Unbildung kurzerhand zum Prinzip.

Er bewundert die politischen Macher, vor allem die amerikanischen, weil er selbst ein Durchgreifer ist - der Zukunftstyp schlechthin. »In den USA wurde soeben ein, wie ich glaube, grandioses neues Steuergesetz beschlossen. Es sieht höchstens vier Steuerklassen vor... Das Gesetz hat eine klare soziale Komponente, indem es die Ärmsten von jeder Steuerlast befreit.« Nicht die Armen, die Ärmsten. Brauche ich ein Nachrichtenmagazin, um zu erfahren, daß Leute, die überhaupt kein Geld haben, auch keine Steuer zahlen? Nein, ich brauche es, um mir eintrichtern zu lassen, wie sozial das amerikanische System ist.

Lingens erhebt sich zum Chefideologen des künftigen Österreich. Als Chefredakteur gewohnt, Meinung zu monopolisieren, damit es in Österreich »Übereinstimmung bezüglich der Wertvorstellungen« gibt, schafft er die Konkurrenz per Dekret ab: »Es besteht in Österreich nicht der geringste Bedarf an Ideologen... Was fehlt, sind nicht Ideologen, sondern Wertmaßstäbe.« Es wäre billig, Lingens zu fragen, ob er nicht weiß, daß Wertmaßstäbe nichts anderes sind als zu Schlagwörtern simplifizierte Ideologien. Das kann einer, der darauf spezialisiert ist, mit Schlagwörtern durchzugreifen, nicht wissen.

Lingens' Artikel haben mit jenen anderer rechter Ideologen gemeinsam, daß sie sich ausnehmen wie eine einzige quälende Abschiedsverstellung. Sie lesen sich wie lange Annoncen, in denen die Verfasser penetrant darauf aufmerksam machen, daß sie zu Höherem berufen sind als zum Verfassen von Artikeln.

Das Nahziel der Rechten ist die Zerschlagung der verstaatlichten Betriebe. Fälschlicherweise sprechen sie von Reprivatisierung und Privatisierung. Darum geht es sicher auch, vor allem aber um Zerschlagung. Gerade in den verstaatlichten Betrieben sind die Arbeiter noch so gut organisiert, daß man sie nicht mit dem Polizeiknüppel verjagen kann. Deshalb gehen Hand in Hand mit der Privatisierung nicht nur Massenentlassungen, sondern auch die Dezentralisierung der Betriebe.

Das heimische Kapital reißt sich natürlich nicht um die defizitäre Stahlindustrie, sondern um die profitablen Unternehmen. Lingens zählt sie auf: »Man könnte sofort die Tabakregie privatisieren«, das Verkehrsbüro, die Post- und Telegraphenverwaltung. »Und so weiter, und so weiter. In keinem der genannten Fälle ginge man irgendein Risiko ein.« Die Wertmaßstäbe ändern sich schneller als man schauen kann. Bereitschaft zum Risiko, gestern Credo des freien Unternehmertums, ist heute schon passe.

Zu den »sehr weiten Bereichen«, in denen es Übereinstimmung gibt, zählt auch die Kultur. Auch hier machen Persönlichkeiten durch Fleiß und Tüchtigkeit auf sich aufmerksam und empfehlen sich für zukünftige Aufgaben. Der

Generalsekretär des österreichischen P.E.N.-Clubs zum Beispiel übt sich als Schrifttumskämmerer; daß ich ihm als Übungsbeispiel dienen darf, ist mir nicht nur eine Ehre, sondern erfüllt mich auch mit der Genugtuung, zur Zukunft Österreichs einmal einen positiven Beitrag zu leisten. In einem Essay von mir, der vor Jahren in »Literatur konkret« und heuer in einem Essay-Band erschien, finden sich die Sätze: »Wir stecken in der Scheiße, gewiß. Aber nicht in unserer eigenen.«

Der Herr Generalsekretär und Schrifttumskämmerer in spe Franz Richter äußert sich dazu in einer Wiener Zeitschrift namens »Die Furche«, indem er richtigstellt, was ich feststelle, und mir dabei nahelegt, was ich in Zukunft festzustellen habe. Das liest sich so: »Michael Scharang ... stellt (in einer von mir hier sprachlich gemilderten Form) fest: 'Wir stehen im Dreck.'« In der »Charta des Internationalen P.E.N.« heißt es: »Der P.E.N.... verwirft die Zensurwillkür überhaupt, und erst recht in Friedenszeiten.« Der Herr Generalsekretär kann für sich ins Treffen führen, daß er erstens Zensur nur ausprobiert, aber noch nicht ausübt, und daß zweitens die Friedenszeiten ja vorbei sind.

Zu rechnen wird auch sein mit einem Mann namens Fink, bislang Mitorganisator des »Legasthenikertreffens in Klagenfurt« (KONKRET 8/86), wo man sich verpflichtet fühlt, einmal jährlich den Namen der Dichterin Bachmann zu schänden, bloß weil sie dort geboren wurde. Dieser Fink hat sich von Kärnten vorgerobbt bis auf den Wiener Boulevard, wo er die Zukunft der Kultur verkündet: »Kulturelle Inhalte«, dafür macht er sich stark, müsse man, »kulinarisch verpackt ... dem Publikum mundgerecht beibringen«.

Die Zeiten mundgerechten Servierens sind vorbei. Der Inhalt muß samt Verpackung gefressen werden, damit keiner merkt, um welchen Plunder es sich handelt. Wem das nicht paßt, dem werden die Zähne eingeschlagen, neudeutsch: dem wird mundgerecht beigebracht, wo's langgeht. Der Termin dafür wurde vom Herausgeber der »Presse« bereits bekanntgegeben: »Ehe der Herbst ausbricht, wird es da Zeit für Patrioten in allen Lagern.« Das noch für jene, die glaubten, ich rede nur von der Zukunft und nicht auch von der Gegenwart.

Konkret 10/86, S. 36

Otto Köhler

Kohl befiehl, wir folgen

Der Kanzler von Gnaden der späten Geburt kann aufatmen. Die Historiker, die ihm sein Haus der Geschichte bauen, haben ihre Schulaufgaben gemacht. In einer Rückbesinnung ohnegleichen vollziehen sie das, was er Ende August als »Renaissance des Geschichtsbewußtseins« bejubelte. Helmut Kohl weiß wozu das gut ist: »Die Wähler erwarteten Führung und Autorität.« Anfang Oktober tritt ein Einsatzkommando zu allem entschlossener Historiker im Reichstag zu Berlin (Wes) an, um ein für allemal die Eigentumsverhältnisse an der deutschen Geschichte festzuschreiben.

»Wem gehört die deutsche Geschichte?« So fragt am 3. Oktober in der alten Reichshauptstadt eine Stiftung, die der Würdigung der Verdienste des 1977 ermordeten Arbeitgeberpräsidenten und SS-Führers Hanns Martin Schleyer vom Rüstungs- und Nobelkarossenkonzern Daimler gewidmet ist. Die Stiftung, die sich laut Satzung der geistigen Auseinandersetzung um die »gemeinsamen Grundwerte« stellen will, sowie der »Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse auch in Schulen und Medien« dienen möchte, hat für ihren Bekenntniskongreß einen günstigen Zeitpunkt gewählt:

Die Herrschaften, die erst die deutsche Geschichte kaputtmachten und seither ihre neuere Abteilung gar nicht mehr zur Kenntnis nahmen, möchten sie jetzt, schleunigst, zurückhaben.

Seit einigen Monaten heizt eine Vierergruppe nationalkonservativer Historiker eine Auseinandersetzung an, die dem Ziel dient, im Zeichen der Wende auch das altbewährte deutsche Geschichtsbild wiederherzustellen: Drei von ihnen treten beim West-Berliner Schleyer-Kongreß auf: der Weltkriegsspezialist Andreas Hillgruber aus Köln, der Kohl-Berater Michael Stürmer aus Erlangen und als »wissenschaftlicher Leiter« der ganzen Schleyer-Veranstaltung Klaus Hildebrand aus Bonn, Gutachter für Kohls »Haus der Geschichte«.

Der vierte aus dieser Professoren-Kampftruppe für ein angenehmeres Geschichtsbild ist bei dem Bekenntniskongreß im Reichstag nicht dabei. Aber sicherlich nur, weil er verhindert ist, nicht wegen einer etwaigen Mißbilligung des Reinigungsunternehmens an der deutschen Geschichte. Es ist Ernst Nolte, jener Faschismusforscher, der so sehr in seinen Forschungsgegenstand versunken ist, daß er, mehr und mehr Mühe hat, sich von ihm zu unterscheiden.

Publizistischen Geleitschutz fährt schon seit einigen Monaten die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« - hier hat sich vor allem der bewährte Mitherausgeber Joachim Fest hochverdient gemacht - und natürlich auch die »Welt« mit ihrem Vize-Chef Günter Zehm. Als Moderator für den Kampfkongreß hat sich Günter von Lojewski von der »Report«-Redaktion des Bayerischen Rundfunks zur Verfügung gestellt - auch das gehört sich so.

Die FAZ verfuhr besonders geschickt bei ihrem Kampf zur Herstellung der deutschen Kollektivunschuld. Sie schickte im Frühjahr einen jüdischen Hilfswilligen in das - scheinbar - verminte Gelände der deutschen Nachkriegsgeschichte - doch da explodierte nichts. Alles lief hervorragend. Eine FAZ-Leserin mit Abneigung gegen »gewisse jüdische Funktionäre«, bestätigt danach: »Ein nichtjüdischer Deutscher hätte diese Ausführungen in so unbefangener Weise weder machen können, noch machen dürfen.«

Der hilfswillige Franz Oppenheimer, ein in Mainz geborener Washingtoner Rechtsanwalt, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Soziologen eines Dritten Weges zwischen Kapitalismus und Sozialismus, hatte im November 1985 im »American Spectator« einen deutschnationalen Artikel geschrieben, der der FAZ so gut ins eigene Säuberungsvorhaben paßte, daß sie ihn am 14. Mai nachdruckte mit dem programmatischen Titel: »Vorsicht vor falschen Schlüssen aus der deutschen Vergangenheit - Die Verführungen einer kollektiven Schuldbesessenheit.«

Oppenheimer hatte Anstoß genommen an der Kritik, die seinem Präsidenten Reagan wegen dessen Kniefall vor der SS widerfahren war: »Ohne historische Unwissenheit wäre der maßlose Lärm über Präsident Reagans Besuch des Friedhofes von Bitburg unmöglich gewesen. Ich bin überzeugt, daß dieser Lärm beinahe die NATO und den Platz, den Deutschland in ihr einnimmt, zerstört hätte.«

Das historische Wissen, das der Rechtsanwalt ausbreitet, den die FAZ immerhin als »Sammler historischer Literatur« auszuweisen vermag, hat es in sich: Hitlers »Machtübernahme« war ein »historischer Zufallstreffer«. Nur »eine kleine Minderheit« der Nazis seien »wütende Antisemiten« gewesen. Auch der Boykott gegen die Juden war nicht so schlimm, viele Leute »suchten sich ihren Weg in die jüdischen Geschäfte, deren Eingänge von SA bewacht waren, zu erzwingen und sogar Generale in Uniform kauften in jüdischen Geschäften«. Kurz: »Hitler war so gut wie allein - selbst in der Nazihierarchie« mit der »psychotischen Überzeugung«, daß Juden Untermenschen seien, seine »Besessenheit« wurzelte in den »eher nebensächlichen Strömungen des Antisemitismus«, der im übrigen in den USA und in Frankreich weit schlimmer gewesen sei als in Deutschland. Die Deutschen sollen nicht länger von Schuld reden, sondern vielmehr »der Last der Erbsünde und der Rolle des Teufels im menschlichen Dasein bewußt werden« und sich nicht an Gott versündigen, dessen Auftrag sie nicht vollbringen können, wenn sie »von Schuldgefühlen für vergangene und bereute Sünden« - von Auschwitz war die Rede - »besessen sind«. Mit solch gottungewollter Vergangenheitsbeschäftigung versündigte man sich

zudem an der NATO: »Es ist kein Zufall, daß Heinrich Böll und Günter Grass, die sichtbarsten deutschen Schriftsteller, die von der Nazivergangenheit überwältigt waren, mehr als jeder Geschichtsschreiber dazu beitrugen, sie wieder lebendig werden zu lassen; sie waren auch die Hauptwortführer, als es darum ging, die NATO zu verkrüppeln.«

Oppenheimers peinlicher Beitrag war kein Leserbrief, wie ihn eine gutgelaunte Redaktion zuweilen zum Amusement oder Erschrecken der Leser druckt. Es war auch kein Artikel, den sich die Redaktion in fehlgegangener Erwartung bestellt und dann notgedrungen weggedruckt hatte. Das Ding lag vor, wurde von der »Frankfurter Allgemeinen« extra übersetzt und mit Bedacht ins Blatt gehoben.

Es sollte der Misthaufen sein, auf dem alles, was dann folgte, blühte und gedieh. Am selben 14. Mai aber hatte die FAZ, die Oppenheimers Text ausdrücklich als Antwort auf die »Rede des Bundespräsidenten vom 8. Mai 1985 über Schuld und Verantwortung« veröffentlichte, gleich noch einer anderen Ehrenrettung von NS-Kriminellen Platz gegeben.

»Deutschland - ein Pionier der Weltraummedizin« hieß ein Wissenschafts-Artikel über »maßgebliche Beiträge«, die »vor der Öffentlichkeit verborgen«, die deutsche Luftfahrtmedizin in den Jahren vor und während des letzten Krieges vollbracht habe. Die Beiträge waren Unterdruckversuche mit KZ-Häftlingen. Aussage des KZ-Häftlings und Augenzeugen Walter Neff: »Während der Höhenflugversuche kamen 70-80 Personen ums Leben. Es wurde bei einer Sektion festgestellt, nachdem die Brust geöffnet war und auch der Schädel, daß das Herz noch schlug. Ich weiß es deshalb genau, weil ich sofort den EKG-Apparat in die Totenkammer bringen mußte, wo dieses schlagende Herz am EKG-Apparat aufgenommen wurde. Gerade dieser Versuch hat sehr viele Todesopfer gekostet, weil immer und immer wieder Versuche gemacht wurden, um zu sehen, wie lange das Herz eines Sezierten noch schlägt.«

So kann man es in Alexanders Mitscherlichs »Medizin ohne Menschlichkeit« nachlesen. Die FAZ über denselben Tatbestand. »In Unterdruckkammern konnten die Luftdruckverhältisse bei Sturzflügen aus bis zu 10.000 Metern Höhe simuliert werden. Auch der plötzliche Druckabfall beim Versagen der Druckkabine war zu simulieren.« Mit wem und zu welchem Ende, verschweigt die FAZ.

Das war das Vorspiel am 14. Mai. Gut drei Wochen später, am 6. Juni, schritt Ernst Nolte in der FAZ zu der großen Operation, mit der Adolf Hitler als ein asiatisch-bolschewistischer Fremdkörper aus der deutschen Geschichte herausgeschnitten wurde.

Irgendein Dummkopf hatte Nolte, der zu den Frankfurter Römerberggesprächen aber »Politische Kultur - heute?« geladen war, hinauskomplimentiert. In Märtyrer-Pose konnte Nolte jetzt seinen Beitrag unter dem Titel »Vergangenheit, die nicht vergehen will - Eine Rede, die geschrieben, aber nicht gehalten werden konnte« in der FAZ veröffentlichen.

Für Nolte - er formuliert seine Überzeugung in Form von rhetorischen Fragen - waren die NS-Verbrechen nur eine Antwort auf bolschewistische Untaten, so wie es Hitler selbst schon bekräftigt hatte (»Terror kann nur durch Gegenterror gebrochen werden«). Nolte erblickt deshalb in den »asiatischen« Taten der Bolschewisten das Vorbild für Hitler:

»Vollbrachten die Nationalsozialisten, vollbrachte Hitler eine 'asiatische' Tat vielleicht nur deshalb, weil sie sich und ihresgleichen als potentielle oder wirkliche Opfer einer 'asiatischen' Tat betrachteten? War nicht der Archipel Gulag ursprünglicher als Auschwitz? War nicht der 'Klassenmord' der Bolschewiki das logische und faktische Prius des 'Rassenmords' der Nationalsozialisten? Rührte Auschwitz vielleicht in seinen Ursprüngen aus einer Vergangenheit her, die nicht vergehen wollte?«

Kurz, die anderen haben angefangen, sie waren Schuld, daß Hitlers Leute in Auschwitz Bolschewisten und Juden, Frauen, Kinder und Männer, industriell ermorden mußten. Ausdrücklich gilt das auch für die Juden. Nolte hatte schon 1985 in einem anderen Beitrag zur Geschichtssäuberung über die, wie er sich auszudrücken beliebt, »sogenannte« Judenvernichtung - eine Idee aufgegriffen, die von der »Deutschen Nationalzeitung« in München seit Jahren immer wieder in die Schlagzeilen gebracht wird und die mit Nolte erstmals ein bisher ernstgenommener Historiker übernahm. Die Juden, so schrieb Nolte in seinem Aufsatz über »Mythos und Revisionismus« (in: H.W. Koch (ed): Aspect of the Third Reich, London 1985) hätten 1939 Hitler den Krieg erklärt und ihn dadurch »berechtigt«, die deutschen Juden als Kriegsgefangene zu behandeln und zu internieren.

Im September 1939 hatte tatsächlich, nach allen Verbrechen, die von den Nazis schon damals an Juden begangen worden waren, Chaim Weizmann erklärt, die Juden der, ganzen Welt würden auf Englands Seite kämpfen. Nur, wenn Nolte sich daraus eine völkerrechtlich gültige Kriegserklärung zurechtbastelt - so wie es auch die Münchener Neonazi-Redakteure tun - dann muß in ihm die antisemitische Vorstellung eines Weltjudentums virulent sein im Sinn einer »überstaatlichen Macht«, die alles unterwühlt.

In der FAZ selbst ist Nolte in dieser Beziehungen noch etwas zurückhaltend, gibt aber zu erkennen, wo es lang gehen soll, Er versteht nicht die Aufregung über die antisemitischen Erklärungen des CSU-Mandatsträgers Hermann Fellner. Nolte bezeichnet den Vorfall als »voreilige Äußerung eines Bundestagsabgeordneten.«

Vor-eilig. Der CSU-Antisemit hätte den Ausgang der Professorendebatte abwarten sollen, dann hätte man seine Abneigung gegen die Juden besser verstanden.

Im übrigen gibt Nolte in der FAZ zu erwägen, daß »auch die SS-Mannschaften der Todeslager auf ihre Art Opfer sein mochten.«

Als in der »Zeit« Jürgen Habermas auf Noltes Geschichtssäuberung antwortete, trat in der FAZ sofort Klaus Hildebrand vom Kohl-Haus der Geschichte zur Verteidigung des Kollegen an. Den Habermas-Artikel nannte er ein »trübes Gebräu aus Politik und Wissenschaft« und würdigte die »Tragödie« der Hitler-Soldaten, »deren Kampf gegen die Rote Armee unsägliches Leid verhinderte«. Schließlich griff auch noch Mitherausgeber Joachim Fest ein und verteidigte Nolte in einem noch längeren Artikel, indem er die Massenvernichtung der Juden mit dem Schaden begründete, den Hitlers Psyche während der Münchner Räterepublik genommen habe, wobei Fest nicht zu erwähnen vergaß, »daß unter denen, die der schon bald in Chaos und Schrecken auslaufenden Münchener Räterepublik vorgestanden hatten, nicht wenige Juden gewesen waren«. Fests Fazit: Die »Singularität von Auschwitz« und die »Singularität der Naziverbrechen« müsse man doch sehr bestreiten.

Inzwischen hatte sich längst schon Andreas Hillgruber an der großen bundesdeutschen Geschichtswäsche beteiligt - zuerst mit einer Artikel-Serie in der »Welt« und dann mit einem daraus entstandenen Buch »Zweierlei Untergang - Die Zerschlagung des Deutschen Reiches und das Ende des europäischen Judentums« (Siedler Verlag, Berlin, 110 Seiten, 20 Mark). Der Titel ist Programm: Dem Deutschen Reich wurde Gewalt angetan und mit den Juden war es halt einfach aus.

Hillgruber tritt mit einiger Verspätung gegen Norbert Blüm an, dem war vor acht Jahren bei einem etwas mißlungenen Versuch seinen Parteifreund, den Marinehinrichter Filbinger zu verteidigen, unbedacht ein wahres Wort herausgerutscht. Nämlich, daß es nur einen graduellen Unterschied ausmache, ob einer im KZ Hitler gedient habe oder an der Front: »Das KZ stand schließlich nur solange wie die Front hielt.«

Selbstverständlich widerrief Blüm damals - das ist dem eifernden Hillgruber entgangen - feierlich seine unangebrachte Erkenntnis, nachdem ein Parteifreund, der Generalarzt a.D Professor Gerhard Rose per Leserbrief in der »Welt« verlangte, daß Blüm nie Minister werden dürfe und aus der Partei ausgeschlossen werden müsse. Generalarzt Rose hatte ein berechtigtes Interesse am Fortbestand der KZs: die Menschen für seine medizinischen Versuche fand er - der Verbrauch war groß - im KZ Buchenwald.

Wie Professor Rose sieht Professor Hillgruber in Blüms schleunigst zurückgenommenem Wort eine Attacke auf den anständigen deutschen Frontsoldaten: Der mußte sich nämlich zwischen Gesinnungsethik und Verantwortungsethik entscheiden. Die Gesinnungsethiker, erklärt uns Hillgruber, machten den 20. Juli gegen Hitler aus dem luxuriösen Grund, »der Welt ein Zeichen der Existenz eines 'anderen Deutschlands' zu geben«. Und zwar, wie Hillgruber indigniert vermerkt, »zu einem Zeitpunkt, als die Heeresgruppe

Mitte, die bisher das Ostpreußen schützende militärische Bollwerk gewesen war, im Zuge der sowjetischen Sommeroffensive seit dem 22. Juni 1944 zerschlagen war und der Roten Armee der Weg nach Ostpreußen schon fast frei schien.«

Das war eigentlich die Stunde für eine ganz andere Haltung, für die, sagt Hillgruber, »verantwortungsethische Position der Befehlshaber, Landräte und Bürgermeister, aus deren Sicht alles darauf ankam, wenigstens einen schwachen Schleier von Sicherungen an der ostpreußischen Grenze aufzubauen, um das Schlimmste zu verhindern: die drohende Orgie der Rache der Roten Armee an der deutschen Bevölkerung für all das, was in den Jahren 1941 bis 1944 in den von deutschen Truppen besetzten Teilen der Sowjetunion - von welchen deutschen Dienststellen auch immer - an Verbrechen begangen worden war.«

Es waren auch die Dienststellen der verantwortungsethischen Befehlshaber. Darauf geht Hillgruber nicht ein. Er gehört zu den bewährten Spezies von deutschen Staatshistorikern, die sich bei allem, was sie wissenschaftlich, wie sie glauben, erforschen, mit irgendeinem oder irgendetwas identifizieren möchten. Hitler als Identifikationsfigur, das - Hillgruber macht sich da nichts vor - geht nicht mehr oder jedenfalls noch nicht wieder. Und mit den Russen als Befreier von Hitler - das wäre ja noch schöner. Also: »Schaut der Historiker« - Hillgruber meint sich selbst - »auf die Winter-Katastrophe 1944/45, so bleibt nur eine Position, auch wenn sie im Einzelfall oft schwer einzulösen ist: er muß sich mit dem konkreten Schicksal der deutschen Bevölkerung im Osten und mit den verzweifelten und opferreichen Anstrengungen des deutschen Ostheeres und der deutschen Marine im Ostseebereich identifizieren, die die Bevölkerung des deutschen Ostens vor den Racheorgien der Roten Armee, den Massenvergewaltigungen, den willkürlichen Morden und den wahllosen Deportationen ... zu bewahren suchten. «

Bei einer solchen Identifikation, wie sie »der Historiker« vollzieht, hatten die KZler - warum sind's sie's auch geworden - nun mal Pech. Das ist Hillgrubers Standpunkt, obwohl er sich darüber im Klaren ist, daß »in den Konzentrationslagern bis zum allerletzten Moment unvorstellbare Verbrechen geschahen«; obwohl er weiß, daß der Begriff ~>Befreiung« seine »volle Berechtigung für die aus den Konzentrationslagern und Gefängnissen befreiten Opfern des nationalsozialistischen

Regimes« hat. Aber die sind nicht wir. Und so identifiziert sich der Historiker lieber mit dem großdeutschen Ostheer und »mit seinem verzweifelten Abwehrkampf um die Bewahrung der Eigenständigkeit der Großmachtstellung des Deutschen Reiches«.

Das sollte man Leuten, die noch nicht ganz begriffen haben, woher der Wendewind weht, und deshalb Verständnisschwierigkeiten haben, doch erläutern: mit »Abwehrkampf« meint Hillgruber den Krieg des Naziheeres, das zuvor die Sowjets überfallen hatte und jetzt zurückgedrängt wird. Und es gab zwar, wie auch der Führer schon sagte, wir gebrauchen jetzt Hillgrubers Worte, NS-Amtswalter die damals »zum Teil in erbärmlicher Weise versagten«, doch darüber dürfen wir das Entscheidende nicht vergessen: »Von den Hoheitsträgern der NSDAP bewährten sich manche in der Not von letzter, verzweifelter Verteidigung, von Zusammenbruch und Flucht.« Sagt Hillgruber, der sich - wohlgemerkt - nicht mit Hitler, sondern nur mit seinem Ostheer identifizieren möchte.

Das mit dem Angriff der Deutschen gegen die Sowjetunion im Jahre '41 ist natürlich auch längst nicht mehr wahr. Am 20. August entdeckte die FAZ einen obskuren Aufsatz in einer britischen Vierteljahreszeitschrift namens »Rusi« und fragte: Wer wollte wen im Jahre 1941 überfallen, Hitler Stalin oder Stalin Hitler? Die alte Kontroverse der Historiker über die Bedeutung des Aufmarsches vor Beginn des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 ist in jüngster Zeit wiederaufgelebt.«

Ein FAZ-Redakteur - das Blatt ist liberal und diesmal ist es Günter Gillessen - darf seinen Lesern alles erzählen: Zwar gibt es keine Kontroverse unter ernsthaften Historikern über die Tatsache, daß Hitlers Heer 1941 über die Sowjetunion herfiel - höchstens eine alte, da hat Gillessen recht, aber keine Kontroverse, denn bis zum Mai 1945 gehörte es zum Glaubensgut des deutschen Menschen und Historikers, daß die Bolschewisten uns überfallen hätten. Dafür gab es 1941 aber auch keinen Aufmarsch der Sowjets - vermutlich verwechselt FAZ-Gillessen den Aufmarsch von Getreidewaggons, die Stalin in seinem unvorstellbaren Leichtsinn für Hitlerdeutschland bereitstellte mit einem Aufmarsch von Panzern.

Irgendein sowjetischer Überläufer hatte jetzt zum Einstand im Westen die nützliche Geschichte mitgebracht, daß die Getreidezüge in Wahrheit Panzer gewesen seien. FAZ-Überschrift: »Der Krieg der Diktatoren - Wollte Stalin im Sommer 1941 das deutsche Reich angreifen?« Und schon ist auch diese Stube im Haus der Geschichte wieder blitzblank. An der Tür klebt die FAZ-Neufassung der Geschichte:

»Hitlers Oberfall gab Stalin die Möglichkeit, den Krieg, ohne Rücksicht auf seine komplizierte Vorgeschichte, als Krieg der Verteidigung Rußlands, als großen vaterländischen Krieg, darzustellen. Spätere sowjetische Führungen suchten die schweren Verluste an Leben und Zerstörungen an Gut, die er brachte, in eine besondere Friedensschuld der Deutschen gegenüber der Sowjetunion umzumünzen und außenpolitisch-propaganistisch zu operationalisieren. Die Fortsetzung fiele nicht mehr so leicht, wenn sich mehr Klarheit über die Vorgänge der Jahre 1940/41 gewinnen ließe.«

Entscheidend ist das Stichwort »keine besondere Friedensschuld der Deutschen gegenüber der Sowjetunion«. Denn das ist das Stichwort für Stürmer.

Michael Stürmer - hier steht einmal ein Name voll für das was sein Träger vertritt. Der Kanzler-Berater vollzieht als NATO-Historiker die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Am 6. September erinnerte er als Leitartikler der FAZ an den Tag, an dem die USA vor vierzig Jahren mit der Rede ihres Außenministers Byrnes in Stuttgart den Kalten Krieg gegen die Sowjetunion eröffneten. Stürmer, aber wahr: »Ohne es zu wissen, trat Amerika dadurch in die Erbschaft des Deutschen Reiches ein. «

Dieser Konstellation - die US-Army als Nachfolger der Hitler-Wehrmacht - habe das heutige Westeuropa seine Renaissance verdankt und Adenauer habe es verstanden, daß »Westeuropa und die Pax Americana an der Elbe verteidigt werden konnten oder überhaupt nicht.«

Und so bleibt uns auch die Möglichkeit erhalten, doch mal wieder nachzusehen, ob sich hinter der sowjetischen Grenze ein Aufmarsch vollzieht. Stürmer: »So - und nur so - gewannen die Deutschen die Chance, vom Objekt der Sieger wieder zum politischen Subjekt zu werden - jedenfalls im Westen.«

Konkret 10/86, S. 42

Georg Fülberth

Walter Wallmanns Kampfzeit

Eine Grinsebacke ersten Ranges hat sich da der Bundeskanzler ins Kabinett geholt. Von ihm darf er erwarten, was er von allen, die ihm umgeben, erhofft.- Dienernde Glätte. Georg Fülberth erinnert an die frühen Jahre des jetzigen Ministers

Einige Daheimgebliebene erzählen den Jüngeren, wie einst Walter Wallmann mit eingezogenem Genick durch den Marburger Regen gelaufen sei. Der Trenchcoat spannte an Rücken, Bauch und Hintern, denn der Referendar war fett. Seine Kollegen zischelten, der kleine Dicke aus Uelzen sei zwar kein großes Licht, aber Herr Schwinge halte viel von ihm.

Professor Doktor Erich Schwinge, Ordinarius für Strafrecht, Strafprozeßrecht, Rechtsphilosophie und Öffentliches Recht, einst Wien, jetzt Marburg, hatte 1940 das Werk »Die Entwicklung der Mannszucht in der deutschen, britischen und französischen Wehrmacht seit 1914« erschaffen. Dort schrieb er: »Wenn heute beispielsweise Straftaten in mannszuchtgefährdender Häufung auftreten würden, wie es während des Weltkrieges in allen Armeen vorgekommen ist, so wäre es möglich, in jedem Einzelfall ohne Rücksicht auf den sonst maßgeblichen Strafsatz bis zur Todesstrafe zu gehen.« Schwinge war nicht nur Theoretiker, sondern auch Praktiker: 1944 verurteilte er einen siebzehnjährigen Soldaten, der beim Trümmeraufräumen einen Geldbeutel und zwei Uhren hatte mitgehen lassen, zum Tode.

Nein, Erich Schwinge war nicht Walter Wallmanns Doktorvater. Auch als Draufgänger war der junge Walter zugleich vorsichtig. Schwinge wurde deshalb nur zweiter Gutachter der Dissertation. Erster Betreuer war Professor Karl Alfred Hall, ein örtliches Original, das sich gern am Marktbrunnen mit Korporierten fotografieren ließ, und seinen Mitmenschen mit dem Büchlein »Verrückte Strafrechtsfälle« viel Freude bereitet hat.

Die Doktorarbeit heißt: »Zur strafrechtlichen Problematik des Züchtigungsrechtes der Lehrer unter besonderer Berücksichtigung des geltendes Verfassungsrechtes«. Nochmals nein: Wallmann plädiert hier nicht für den Rohrstock. Auch einfache Maulschellen und Kopfnüsse in der Schule sind mit zwei klaren Aussagen des Grundgesetzes nicht vereinbar, nämlich: »Die Würde des Menschen ist unantastbar« und: »Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit«. Ausnahmen können nicht gemacht werden, denn in der Verfassung steht auch: »In keinem Fall darf ein Grundrecht in seinem Wesensgehalt angetastet werden.« So Wallmann, und damit könnte es sein Bewenden haben. Auf den letzten drei Seiten aber holt der Autor noch einmal tief Luft. Er stellt die Frage, ob jene Verfassungsvorschrift, daß Grundrechte niemals in ihrem Wesensgehalt angetastet werden dürfen, »in gewissen Fällen dem Staat, der die legitimen Interessen der Gesamtheit seiner Bürger zu beachten hat, nicht eine unerfüllbare Aufgabe aufbürdet: wenn nämlich das allgemeine und billigenswerte Interesse und die jeder Gemeinschaft innewohnende Bedingungen eine Verletzung des Wesensgehaltes eines bestimmten Grundrechtes zu Lasten einzelner Rechtsgenossen erfordern.«

Wenn das aber so sei, »so sollte das ausgesprochen und dann, sollten die notwendigen Konsequenzen gezogen werden.« In einem solchen Fall »mag die Frage des Züchtigungsrechtes in der Schule neu überdacht werden.« Vorher aber sei da nichts zu machen.

Dies schrieb Walter Wallmann 1965, auf dem ersten Höhepunkt der Auseinandersetzung um die Notstandsgesetze, und er machte dabei zugleich deutlich, daß ihn die Probleme prügelfreudiger Lehrer weniger interessieren, als die Frage, wie eine viel weitergehende Grundrechtsamputation, in welcher der bestehende Verfassungstext einer wünschbaren Praxis geopfert wird, bewerkstelligt werden kann.

1960 war Wallmann in die CDU eingetreten und dort schnell aufgestiegen. Das war insofern kein Kunststück, als die hessische Union damals ein trauriges Machtvakuum darstellte. Unter ihrem farblosen Vorsitzenden Wilhelm Fay schnarchte die Partei vor sich hin und ließ fruchtbare politische Felder, die sich rechts neben ihr öffneten, unbestellt. 1956 hatte sich auf Bundesebene der Ministerflügel der FDP abgespalten und eine »Freie Volkspartei« (FVP) gegründet, die bald wieder einging. Das war insgesamt eine unbedeutende Sache, nicht aber in Mittel- und Nordhessen. Dort waren erhebliche deutschnationale Wählermengen mitgegangen, standen einige Jahre herrenlos in der Gegend herum und wandten sich ab 1964 der NPD zu. 1967 etablierte sich im Vorstand der hessischen CDU eine neue Riege: Dregger, Wallmann, Schwarz-Schilling und Kiep. Nach sieben Jahren war die Union die stärkste Partei im Landtag. Dort zeigte der 1966 erstmals gewählte Abgeordnete Wallmann auch den letzten NPD-Wählern, daß sie bei der CDU besser aufgehoben waren. Er stritt für den Amtsrichter Pawlik, der das Braunbuch über Kriegs- und Nazi-Verbrecher in der Bundesrepublik auf der Frankfurter Buchmesse 1967 widerrechtlich hatte beschlagnahmen lassen, weil dort etwas über Heinrich Lübke stand.

In der Marburger Kommunalpolitik exerzierte Wallmann vor, wie man die gesamte Rechte hinter der Union eint. Bis dahin hatte die CDU auch hier nur ein Schattendasein geführt. Die bürgerlichen Stimmen mußte sie sich nicht nur mit der FDP, sondern auch mit einer Rathauspartei, dem »Wahlblock« teilen. Nun ließ sich Wallmann zum Kreisvorsitzenden wählen, schob die Honoratioren, welche bisher mit der SPD gekungelt hatten, ab und griff scharf nach rechts aus. Als geladener Gast des DGB verließ er fluchtartig eine Mai-Veranstaltung, weil er »Brüder, zur Sonne, zur Freiheit! « nicht anhören

mochte. Draußen schimpfte er, weil »die da drinnen die Internationale singen«. Die Marburger Gewerkschafter beschlossen daraufhin, ihn künftig nicht mehr einzuladen.

Marburger Wahlkreis-Kandidat zur Bundestags-Wahl 1969 war der Abgeordnete Dr. Ludwig Preiß. Die »Arbeitsgemeinschaft Sozialistische Opposition«, eine lokale Gruppe der APO, konnte noch später in einem Flugblatt unwidersprochen folgende Angaben über ihn verbreiten: »1933 Mitglied der SS; 1933-1937 Funktionär des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes in Gießen und Göttingen; 1937 Eintritt in die NSDAP; seit 1. April 1939 Mitarbeiter der volkswirtschaftlichen Abteilung der IG-Farbenindustrie.«

Im Bundeswahltagskampf 1969 hatte die Auseinandersetzung mit der NPD und mit der faschistischen Vergangenheit des Kanzlers Kiesinger eine große Bedeutung. Für die von Wallmann geführte Marburger Kreisorganisation der CDU war ein Mann wie Preiß einerseits noch unentbehrlich, in dieser neuen Situation andererseits erstmals riskant. Sie entschloß sich deshalb zu einem Ablenkungsmanöver. In einer Wahlanzeige für Preiß, die in der Lokalpresse erschien, bezeichnete sie Wolfgang Abendroth, der damals an der Marburger Universität lehrte, als »Verfassungsfeind«. Das löste heftige Proteste aus und drohte zum Bumerang zu werden. Deshalb schaltete sich Wallmann kurz vor der Wahl persönlich ein. In einem langen Artikel für die Lokalzeitung versuchte er die Behauptung, daß Abendroth Verfassungsfeind sei, zu erhärten. Als Beweis führte er die Tatsache an, daß der nunmehrige Marburger Professor 1937 vom Oberlandesgericht in Kassel zu vier Jahren Zuchthaus wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilt worden sei. »Die sehr sorgsame Urteilsbegründung umfaßt nicht weniger als 21 Schreibmaschinenseiten.«

Dies war so starker Tobak, daß der amtierende Rektor der Universität, Kaufmann, acht Monate später noch einmal bei Wallmann nachfragte, wie er das denn gemeint habe. Er bekam seine Antwort: Abendroth sei deshalb zu Recht verurteilt worden, weil er »anstelle des einen Unrechtsstaates einen Unrechtsstaat gleichen Ausmaßes gesetzt wissen wollte.« Zwar müsse man sich Richtersprüche aus dieser Zeit jeweils genau ansehen. »Trotzdem: nach eingehender Lektüre der Urteilsbegründung kann im vorliegenden Fall von einem 'NS-Urteil' nicht die Rede sein.« Gerade die Justiz habe sich unter den Nazis relativ lange saubergehalten. »Zurück zu Prof. Abendroth: in dem gegen ihn ergangenen Urteil des zuständigen OLG-Kassel ist von NS-Überlegungen nichts zu finden.« Wallmann berief sich hier immer wieder auf eine schriftliche Urteilsbegründung aus dem Jahr 1937, über die er offensichtlich verfügte, die Abendroth selbst aber zweiunddreißig Jahre nach dem Urteil noch nicht erhalten hatte. Er ist damals mehrmals vergeblich aufgefordert worden, den Text doch einmal herauszurücken. Die Connections, welche es ihm erlaubten, sich aus einer öffentlich nicht zugänglichen Quelle zu bedienen, lassen sich allenfalls ahnen. Inzwischen war Walter Wallmann selbst Richter am Amtsgericht Rotenburg/Fulda sowie an den Landgerichten Kassel und Gießen geworden.

Dem Kandidaten Preiß nützte der zu seiner Entlassung inszenierte Ablenkungsangriff nicht genügend: er fiel in der Bundestagswahl 1969 durch. Kommunalpolitisch aber war der von der Union unternommene Versuch einer breiten Sammlung rechts von der SPD sehr erfolgreich. Der »Wahlblock« verschwand, 1974 überflügelte die CDU die Sozialdemokraten als größte Fraktion und Walter Wallmann wurde Stadtverordnetenvorsteher. Zwischendurch, 1970, war er sogar zum Oberbürgermeister von Marburg gewählt worden. Aber da hatte er es zu eilig gehabt. Die Wahl war einen Tag vor Beginn der gesetzlichen Frist durchgeführt worden, wurde angefochten, und bei der Wiederholung unterlag Wallmann. Sofort begann eine wochenlange Kampagne gegen den neuen sozialdemokratischen Oberbürgermeister, weil dieser in seinen jungen Jahren in der DDR gelebt hatte und dort in der SED gewesen war. Als Hauptankläger in dieser Angelegenheit agierte der Professor für Osteuropäische Geschichte Peter Scheibert: 1933 SA, 1937 NSDAP, 1939 wissenschaftlicher Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt, 1941 ff. als SS-Untersturmführer im Osten, 1943/44 Mitarbeiter des Reichssicherheits-Hauptamtes. Nunmehr griff er freudig ins kommunale Geschehen ein, denn der Feind stand schon an der Lahn.

1972 kam Walter Wallmann in den Bundestag. Seine erste Rede wurde eine Blamage. Gegenstand der Verhandlungen war der Grundlagenvertrag mit der DDR. Wallmann meldete sich, sprach aber nicht zum Thema, sondern über die Radikalen im Öffentlichen Dienst, seine schrecklichen Erlebnisse in Hessen, die Jungsozialisten in Dillenburg und die Volksfront in Marburg, bis ihm das Wort entzogen wurde. Berühmt wurde er als Vorsitzender des Guillaume-Untersuchungsausschusses. Als später Maihofer bei Klaus Traube einbrechen ließ, kam Wallmann in die angenehme Lage, dem Sozialliberalen einen »Lauschangriff« ankreiden zu können, den er, wäre er selbst Innenminister gewesen, gewiß ebenfalls angeordnet hätte. Hier stieß er auf jene unglaublich banale Erfolgsformel, die - ihm bis dahin wohl nicht bewußt - schon lange sein eigenes politisches Leben bestimmt hatte. Sie lautet: Gewalt - Faschismus, Negerhängen oder die Taten des Geheimdienstes - darf ein feiner Mann nach 1945 nicht mehr selber ausüben. Er soll nur unerschrocken auf ihren Resultaten aufbauen. Zum Lohn für diese Enthaltsamkeit darf er liberal reden. Man könnte dies die Weizsäcker-Doktrin nennen.

Als Bürgermeister von Frankfurt/Main ab 1977 erhielt Wallmann viele Gelegenheiten, sie zu beherzigen. Cohn-Bendit ist für ihn kein Gegner, sondern nur eine Charge im Umkreis des Verkehrsamtes. Die von Wallmann schikanierten Asylanten, Penner und Huren waren weit eher seine Opfer als Feinde. Derlei Praxismangel prägt. Wallmann kompensierte ihn durch Museumsufer, Alte Oper, Fachwerk auf dem Römerberg, Goethe-Preis für Ernst Jünger. Zeichneten sich seine Reden früher

durch aggressive Plumpheit aus, so ließ er sie jetzt durch einen Ghostwriter mit Zitaten von Habermas, Horkheimer, Adorno (neben Oswald Spengler und Franz Josef Strauß) okulieren.

Tatsächlich trat in Frankfurt eine Wallmann-Seite stärker hervor, die schon in den devoten Formulierungen seiner Dissertation sichtbar geworden war: die dienernde Glätte. Das ist nicht Maske, sondern echt. Walter Wallmann ist nicht Kriegs- sondern Nachkriegsgeneration. Anders als seine väterlichen Freunde hatte er niemals Gelegenheit, in einer tiefen, die Gesellschaft bis auf den Grund spaltenden innenpolitischen Konfrontation die innerstaatliche Feinderklärung mitbrüllen zu dürfen. Die Gnade der späten Geburt ergibt sich aus dem politischen Erbrecht. In einer postfaschistischen Gesellschaft kann ein Walter Wallmann nicht zum Faschisten werden. Das ist was für die Alten und die ganz dummen Jungen.

Daß er jetzt Bundesminister für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit ist, dürfen wir wohl gleich wieder vergessen; Ihn interessiert das Kabinett, aber nicht dieses Ressort. Einige -vermuten, Wallmann könne einmal Innenminister werden. Aber auch Justiz ist drin. Da könnte er sich am Paragraphen zweihundertachtzehn versuchen. Er ist evangelisch, darf es sich also leisten, in die« sein Punkt rechts von den Katholischen Bischöfen zu stehen. Bereits 1976 erzählte er der Zeitschrift »Praline«, Abtreibung nach Vergewaltigung müsse dann erlaubt sein, wenn der Vergewaltiger nicht nur ein Verbrecher, sondern zudem auch noch krank ist.

Konkret 10/86, S. 46

Magazin

Haltet sie!

In jeder normalen Diktatur überlegt sich die Regierung sehr genau, wer mit einem Pass in ferne Länder reisen darf. Warum, so überlegt nicht nur der CSU-Abgeordnete Otto Regenspurger, sollen Linke aus bundesdeutschen Landen mehr Freizügigkeit genießen, als ihre Gesinnungsgenossen/innen in Chile oder Südafrika. Also fragt er die Regierung, ob nicht beispielsweise »denjenigen deutschen Staatsbürgern, die als sogenannte Brigadisten in Nicaragua tätig werden wollen, wegen Gefährdung erheblicher deutscher Belange die Ausstellung eines Reisepasses zu versagen ist?« Zumal berichtet wurde, »daß zu ihrer Tätigkeit auch das Führen von Waffen und ihr Gebrauch gehören?« Darüber allerdings liegen selbst dem Bundesinnenministerium keine Erkenntnisse vor. Neusel, Staatssekretär bei Zimmermann, verweist auf die Länderhoheit für Pässe. Ein Wink mit dem Grenzpfahl.

Contras

»Daß es auch in den Reihen der Contras verbrecherische Elemente geben mag«, halt die Junge Union in Celle nicht davon ab, ihr Konto bei der Kreissparkasse zur Unterstützung eben dieser Leute einzusetzen. Unter dem Stichwort »Freies Nicaragua« können alle ihren Beitrag dafür leisten, daß die Contras schießwütig bleiben wie sie sind. Der JU-Kreisvorsitzende Roland Wolf möchte mit der Spendensammlung einen »kleinen Anteil am Kampf der freien Weit gegen die marxistische Bedrohung« leisten. Warum auch nicht? Schließlich schießen die Contras aus Heckler & Koch-Gewehren.

PANZER STATT SCHULEN

300.000 Kindern und Jugendlichen wird in EI Salvador durch die Politik der Duarte-Regierung eine Schulbildung verwehrt. Nach Angaben des Generalsekretärs des Nationalen Verbandes der Erzieher EI Salvadors (ANDES), Julio Cesar Portillo, wurden unter der gegenwärtigen Regierung mehr als 900 Schulen geschlossen. Portillo wies darauf hin, daß 1986 die Staatsausgaben für Bildung um 15 Prozent niedriger sind als im vorangegangenen Jahr. Demgegenüber stehe der ständig wachsende Etat für militärische Zwecke.

Menschliche Rassisten

Das südafrikanische Rassistenregime hat alle Polizeistationen angewiesen, die Verpflegung der Inhaftierten zu verbessern. Die Verfügung folgt einem Prozeß, bei dem die Verpflegung für Häftlinge in Polizeistationen in der Stadt Grahamstown als unzureichend und als »strikte Diät zur Reduzierung von Gewicht« bezeichnet worden war.

Streit um Jagdbomber

Noch vor seinem ersten Flug, der für Oktober vorgesehen ist, gibt es zumindest leichte Spannungen zwischen den USA und Israel um den Lavi, den neuen Jagdbomber der israelischen Luftwaffe. Besonders die Herren des Pentagons sind ein wenig ungehalten. sie verweisen darauf ' daß die üppige US-amerikanische Finanzhilfe für Israel - im laufenden Jahr etwa 1,8 Milliarden Dollar - den israelischen Ingenieuren überhaupt erst die Entwicklung dieses Fliegers möglich gemacht hatte, der zwar allerlei Vorteile aufweise, aber einen wesentlichen Nachteil: er ist billiger als das US-amerikanische Pendant der F 16. So war das nicht abgemacht.

Palme-Mord noch Letelier-Muster?

Die schwedische Polizei, die den Mord an Olof Palme untersucht, ist auch auf eine »chilenische Spur« gestoßen. Ein ehemaliger US-amerikanischer ~ Geheimagent im Dienste des chilenischen Diktators Pinochet, Michael Townley, der selbst verantwortlich war für den gelungenen Mordanschlag auf Orlando Letelier, Verteidigungsminister in der Regierung Allende, hat jetzt enthüllt, daß er bereits Mitte der siebziger Jahre Vorbereitungen für ein Attentat auf Palme getroffen habe. Zum Zeitpunkt seiner Ermordung in diesem Frühjahr war Palme unter anderem auch damit befaßt, eine umfassende Front

aus Sozialdemokraten und Christdemokraten gegen das Pinochet-Regime aufzubauen.

TOLL

In der im Eigenverlag erschienenen Broschüre von Roland Donth »Die Natur, ihr Recht, ihr Gesetz« betreibt der Autor unverhohlen nationalsozialistische Propaganda. Sätze wie: »Ich bekenne mich zur deutschen Geschichte, die ich noch lernen muß, zu Adolf Hitler, zu Eichmann, zu Mengele, zu Dönitz«, bilden keine Ausnahme. Bemerkenswert ist, daß der Verkehrsverein der Stadt Fritzlar dieses Buch bis vor kurzem zum Verkauf anbot bei drei DM Provision pro Stock. Bürgermeister Koch (CDU) gab folgende Begründung dafür ab: »Die Würde des Menschen« müsse »auch bei geistiger Verwirrung respektiert werden«.

Na endlich, Muttern

Im mäßig feministischen US-amerikanischen Frauenmagazin »Ms.«, das sich an materiell und bildungsmäßig priviligierte Amerikanerinnen wendet, fällt ein neues Inserat auf. Unter der Überschrift »Endlich haben wir unser Kind« preist eine Firma ihr Testwässerchen an, das den Eisprung anzeigt. Mit einem verwandten Produkt ist dasselbe Unternehmen seit langem im Geschäft: mit Schwangerschaftstests, die jeweils im Zusammenhang mit einem besorgten Frauengesicht angepriesen werden. Beweist das neue Angebot, daß Mutterwünsche bei den reiferen Yuppies nicht (mehr) so ohne weiteres in Erfüllung gehen?

Neues Grün

Neues Leben hat in jener »toten Zone« Einzug gehalten, die von US-Truppen wahrend ihrer Aggression gegen Vietnam mit Entlaubungsmitteln, Stacheldraht und Minen am 17. Breitengrad angelegt worden war. Fast 200.000 Bäume wurden in den vergangenen zehn Jahren gesetzt, der Boden in zunehmendem Umfang für die Landwirtschaft wieder nutzbar gemacht.

Die »tote Zone« reicht über 30 Kilometer von der Küste bis in die Ausläufer des Truong-Son-Gebirges. Der Streifen, aus dem alle Einwohner vertrieben worden waren, umfaßte eine Flache von 300 Quadratkilometern. Mit seiner Anlage wollten seinerzeit die USA den Nachschub für die Kämpfer im Sode des Landes verhindern.

Einladung zu Fluchtversuchen?

Was soll das werden? Fluchtversuche mit tödlichem Ausgang? Oder Einsparungen für die Hochsicherheitstrakte, in denen ehemalige Mitglieder der RAF einsitzen? Auf jeden Fall sehen die sich einer neuen Variante des Psychoterrors ausgesetzt: vor Transporten von einem Gefängnis in das andere werden sie jetzt beiläufig aber bestimmt darüber aufgeklärt, was mit ihnen passieren könnte, falls sie einen Fluchtversuch wagten. Mehr noch: neuerdings gibt es auf Strecken, die bisher immer mit dem Hubschrauber ohne einen Zwischenhalt geflogen wurden, wenn RAF-Häftlinge an Bord waren, Zwischenlandungen. Daneben wurden, so bei Heidi Schulz, die in Köln-Ossendorf einsitzt, die Haftbedingungen weiter verschärft: Ihr Einzelhofgang - drei Stunden wöchentlich - findet jetzt nicht mehr an festen Tagen und zu festen Zeiten statt. Begründet wurde diese Änderung von der Anstaltsleiterin damit, daß von »übergeordneter Stelle« gesagt worden sei, es müsse von »Hinweisen auf Befreiungsaktionen« ausgegangen werden.

DIE WELT

In einer Presseerklärung zu diesen Veränderungen schreibt die Rechtsanwältin Anke Brenneke-Eggers: »Den Zusammenhang dieser Vorfälle sehen wir in einem Artikel von Werner Kohl (seine Kontakte zu BKA und Geheimdiensten sind bekannt) in der 'Welt' vom 8.4. über eine 'alarmierende Analyse im Justizministerium' und die 'akute Gefahr' von Befreiungsaktionen. Die sogenannte Analyse stammt vom Verfassungsschutz und schlagt einen Bogen von der Entführung der TWA-Maschine im Sommer 85, der Entführung von Ines Duarte in EI Salvador bis zu den Gefangenen aus der RAF, die 'von den im Untergrund operierenden Komplizen eine Befreiungsaktion erwarten'. Der Kahl-Artikel fallt offensichtlich mit dem Zeitpunkt zusammen, wo der Staatsschutz diese Kolportage als Auftakt und Richtung. für neue Vorstöße gegen die Gefangenen nach unten eingefüttert hat. Danach tauchen dann prompt die 'Fluchtversuche' etc. bei den Gefangenen auf.«

Mengele ad acta

Brasiliens Kriminalpolizei hat die Untersuchungen zum Fall des KZ-Arztes Mengele abgeschlossen. Der Chef der Bundespolizei in Sao Paulo, Veronezzi, will den rund tausend Seiten starken Untersuchungsbericht der Justiz zuleiten. In dem Bericht werden die brasilianischen Ehepaare Bossert und Stammer, die aus Österreich bzw. Ungarn stammen, beschuldigt, den weltweit gesuchten Mengele in Sao Paulo gedeckt und versorgt zu haben. Sollte es zur Verurteilung kommen, droht ihnen Gefängnis bis zu vier Jahren.

Grass droht

Noch einer Meldung des französischen Nachrichtenmagazins »Nouvel Observateur« hat Günter Grass, der sich und andere gegenwärtig gerade in Indien aufhält, etwas ganz Böses im Schild: er will die SPD, für die er lange Zeit den intellektuellen Gockel spielte, verlassen und sich den Grünen anschließen.

Deutsche Waffen

Die bundesdeutschen Brigadisten in Nicaragua sollen künftig selbst die Kosten tragen, wenn die eher müden Beamten des Genscherministeriums sich für sie einsetzen müssen. Dies jedenfalls sehen Planungen einiger Beamten im Auswärtigen Amt vor. Verständlich, schließlich ist spätestens seit der Entführung und Ermordung von Elisabeth Käsemann und Klaus Zischank zu Beginn der argentinischen Militärdiktatur hinreichend bekannt, daß den Damen und Herren im Hause Genscher Atom- und Rüstungs-Geschäfte naher liegen als die Erhaltung linken Lebens. Wie damals in Argentinien, so handeln auch die »freiwilligen Aufbauhelfer« gegen das Interesse der Bundesrepublik.

Ganz anders die schwäbische Firma Heckler & Koch: Sie weiß, was gern gesehen wird und beliefert seit einiger Zeit die Contra mit neuen Schnellfeuergewehren. Bei dem Überfall auf Jacinto Vaca im Mai diese Jahres, wo mehrere Menschen ermordet und acht bundesdeutsche Brigadisten entführt wurden, ließ die Contra drei ihrer Heckler & Koch-Waffen zurück. (Serien-Nummern: 072869, 070197 und 304351), einige Monate zuvor beschlagnahmte der Zoll in Costa Rica eine Sendung von fünfhundert Schnellfeuergewehren aus Oberndorf, bestimmt für einen unbekannten Adressaten in Nicaragua. Die Regierung in Managua pflegt ihre Waffen über eigene Hafen zu beziehen. Angeblich ermittelt nun die Staatsanwaltschaft Rottweil. So etwas kann dauern.

US-SUPPENKÜCHEN

In den vergangenen drei Jahren hat sich die Zahl der Suppenküchen in den USA mehr als verdoppelt. Zu diesem Ergebnis kam eine vom Franziskanerorden durchgeführte Umfrage bei Wohlfahrtseinrichtungen.

In den 25 größten Städten seien mehr als eine Million Menschen von insgesamt 78 Millionen auf täglich eine kostenlose Mahlzeit angewiesen, »nicht weil sie es wollen, sondern weil sie müssen«, heißt es in dem Umfrageergebnis. Ein Franziskanerkloster in San Francisco erklärte, daß etwa zwei Prozent der 700.000 Einwohner der Stadt die tägliche freie Mahlzeit in Anspruch nehmen müssen. Das Kloster selbst gibt pro Tag rund 3.000 Mahlzeiten aus; 1981 habe die Zahl bei 1.724 gelegen.

ROTATION, ROTATION

Wenige Monate vor der Bundestagswahl wird bei den Grünen an allen Ecken und Enden rotiert.

Heinz Suhr ist vom hessischen Bundestagskandidaten rotiert **(geografische Rotation).** Trotz aufwendiger PR-Kampagne, bei der er sich eine Woche vor der bayrischen Kandidatenaufstellung telegen in ein Solarmobil setzte, damit zum Bundeskanzleramt und anschließend zur Bundespressekonferenz fuhr, schaffte er allerdings nur den völlig aussichtslosen Platz 12 in Bayern. Das von ihm vorgeführte sonnengetriebene Auto hatte freilich auch den Schönheitsfehler, daß es vom österreichischen Rüstungskonzern und Panzerbauspezialisten Steyr-Puch gesponsort wird.

Thomas Ebermann ist vom Hamburger Bürgerschaftsabgeordneten zunächst zum Landesvorstandsmitglied und jetzt zum Bundestagskandidaten rotiert **(strukturelle Rotation).** Zwei Wochen vor seiner Nominierung beschloß die Landesmitgliederversammlung der Hamburger Grünen: Der Zweck der Rotation »wird durch die sogenannte Quer-Rotation, d.h. die Rotation von Mandat/Amt zu Mandat/Amt, unterlaufen«. Vor Jahr und Tag hatte Thomas Ebermann in

einer WDR-Talkshow noch fundamentalistisch prophezeit: Wenn er nicht rotieren würde, wäre er in der Hamburger GAL bald so mächtig, wie Helmut Schmidt es in der SPD war.

Antje Vollmer hat ihre Wiederkandidatur für den Bundestag, diesmal auf Platz 1 der NRW-Landesliste, mit einem Appell für »mehr Bescheidenheit« erreicht **(spirituelle Rotation).**

Ludger Volmer ist aus dem Fraktionsvorstand der grünen Bundestagsfraktion zurückgetreten, nachdem er in Nordrhein-Westfalen nur den unsicheren Listenplatz 10 bekam **(Notwehr-Rototion).** Dabei hatten die NRW-Grünen wissen müssen, was sie damit anrichten: In seiner Kandidatenvorstellung hatte Ludger Volmer nämlich seitenlang seine Verdienste im Kampf gegen »die Gefahr eines Kollapses der Weltwirtschaft« aufgezählt und drohend angeführt: »Nicht auszudenken, was wir an Vertrauen in der Welt verlören, wenn jetzt alles den Bach runterginge.«

Petra Kelly, die sich der Rotation in der jetzigen Bundestagsfraktion der Grünen mit der Begründung verweigert hatte, sie wolle schließlich für die nächste Periode nicht wieder kandidieren, muß jetzt doch noch mal all die Mühen auf sich nehmen - sie wurde, »wirklich sehr gedrängt« **(Putativ-Rotation).** In Bayern erhielt sie Platz 5 der Landesliste. Jetzt sagt sie zur taz: »Ich denke selber für mich, acht Jahre sind genug, das ist die Grenze.« Der taz gegenüber deckte Petra Kelly auch einen neuen Fall von Pressezensur in unserem Land auf: »Im englischen 'Guardian' kann man nachlesen, daß meine Termine genauso voll, wenn nicht noch voller gewesen sind (als die von Otto Schily). Das wird komischerweise unterdrückt hier. Das hat mich schockiert.«

So bleibt die Rotation der löchrige Regenschirm, unter dem realpolitische Pfründensicherung und fundamentalistische Scheinheiligkeit Hand in Hand spazieren gehen. Nicht der Abschied von der Rotation ist das Unangenehme, sondern die Unehrlichkeit ihrer Apostel.

Jürgen Reents

Türken schaffen Arbeitsplätze

In einer vom Zentrum für Türkeistudien vorgelegten Untersuchung zum selbständigen Unternehmertum von Türken in der BRD wurden in den Städten Dortmund, Essen, Duisburg, Düsseldorf, Gelsenkirchen, Herne, Bochum, Mannheim und Heidelberg Befragungen durchgeführt. Das Schwergewicht der Erwerbstätigkeit liegt dabei mit 42,2 Prozent im Handelsbereich, gefolgt von der Gastronomie mit 19,1 Prozent. Insgesamt aber weisen türkische Selbständige vielfältige Geschäftsaktivitäten auf. 29,5 Prozent sind in den unterschiedlichsten Bereichen tätig. Ihre Betätigungsfelder gehen vom Fotoatelier bis zur Detektei, von Wach- und Schließgesellschaften bis hin zur Videokassettenherstellung, wobei die Angebotspalette zunehmend auch auf die Bedürfnisse der westdeutschen Bevölkerung ausgerichtet ist. Bei den insgesamt 315 befragten türkischen Betriebsinhabern waren zum Zeitpunkt der Befragung 746 Arbeitnehmer beschäftigt. Nach den Ergebnissen des Bonner Zentrums, das von Faruk Sen geleitet wird, wurden somit pro Betrieb durchschnittlich 3,5 Arbeitsplatze geschaffen.

Die Einsamkeit im Sozialismus

Nur die Hälfte der sowjetischen Frauen heiratet nach eigenen Angaben aus Liebe. Von den sowjetischen Männern geht sogar nur jeder Dritte aus Herzensgründen zum Standesamt. Diese Zahlen aus einer Untersuchung des Sozialökonomischen Instituts der Akademie der Wissenschaften veröffentlichte jetzt die Wochenzeitung »Nedelja«.

Die häufigsten Motive für die Eheschließung seien gemeinsame Interessen und der Wunsch, nicht mehr einsam zu sein. Leider würden sich viele Paare zur Hochzeit entschließen, weil ein Baby unterwegs sei, kommentierte der Wissenschaftler Sergei Golod in der Zeitung die Untersuchung seines Instituts. Dies führe aber seiten zu Familienglück.

Die Frauen sind bei der Heirat im Durchschnitt 21 Jahre alt, die Männer 23 Jahre. Nach der Untersuchung scheitern viele Ehen schon im ersten Jahr. Nach der jüngsten Statistik werden 63 Prozent der Ehen innerhalb von drei Jahren wieder geschieden. Die Zeitung »Nedelja« nennt als wesentliche Scheidungsgründe finanzielle Schwierigkeiten und Wohnungsmangel.

RÜCKGANG

Israel verzeichnete in den ersten vier Monaten dieses Jahres die seit der Staatsgründung 1948 niedrigste Einwanderungsquote. Seit Jahresbeginn kamen nur 900 Einwanderer und 1500 Personen, die einen längeren Aufenthalt planen, in Israel an. Das bedeutet eine Abnahme um 47 Prozent im Vergleich zum Vorjahreszeitraum.

ECHTE FALSCHMILCH

Obwohl uns ja immer schon der Zweifel drückte, daß mit unserer Milch irgendetwas nicht stimme, nun endlich können wir mit Bestimmtheit sagen: Die Milch besteht nicht mehr aus Milch. Käse und Joghurt sind mindestens verschnitten mit einem ganz und gar artfremden Produkt: Der Sojabohne. Um uns vor dieser Nachahmung zu schützen, machte die Europäische Kommission mit Aufdrucken wie »Milch«, »Käse« und »Joghurt« dem Käufer die Echtheit der Produkte garantieren. So stellt sich die Frage, ob es der Europäischen Kommission mit unserer Gesundheit Ernst ist. Bedeutet ihr Vorhaben doch nichts anderes, als die Gefährdung der Bevölkerung mit strahlenverseuchter, naturreiner Milch zu provozieren statt ihr den gesundheitsfördernden Genuß des im Treibhaus gezogenen Sojas in verschiedenster Form zukommen zu lassen.

Spenden für Walhalla

Im Organ der Auslandsorganisation der in der Bundesrepublik verbotenen »Aktionsfront Nationaler Sozialisten«, »Neue Zeit«, erschien ein Aufruf an »alle Kameraden«, mindestens zehn Prozent eines Monatseinkommens für den Wiederaufbau der abgebrannten »Walhalla« in Mainz-Gonsenheim zu spenden. Diese »Walhalla« war eine Holzhütte auf dem Grundstück des Neonazis Kurt Müller. Unterzeichner des Spendenaufrufs ist W. Mook aus Hattersheim. Mook trat Ende der siebziger Jahre den »Jungen Nationaldemokraten« bei und zahlte später zum Umfeld der inzwischen verbotenen »Volkssozialistischen Bewegung Deutschlands« (VSBD), einer Organisation von rechtsextremen Terroristen, die auch Banküberfälle verübten.

POST HILFT SCHLESIERN

Das gleichnamige Mitteilungsblatt der Landsmannschaft der Schlesier steht seit Monaten im Mittelpunkt öffentlicher Diskussionen. Diese sind auf die eindeutig extrem nationalistische Agitation der in dieser Zeitung verbreiteten Beiträge zurückzuführen. Zu den regelmäßigen Mitarbeitern zahlte auch der Bundesvorsitzende der Landsmannschaft und Noch-CDU-Abgeordnete Herbert Hupka. Nachdem in der Ausgabe vom 8. August 1986 ein Aufruf zur Gründung einer »Wiedervereinigung« veröffentlicht wurde, sah sich selbst Hupka veranlaßt, sich formal von diesem Blatt zu distanzieren und die Herausgabe eines eigenen Organs der Landsmannschaft anzukündigen.

Da nach massiven öffentlichen Protesten seit einigen Monaten die direkte und indirekte Finanzierung des Blattes durch Bonner Ministerien eingestellt wurde, ist der Verlag noch mehr als bisher auf Anzeigen angewiesen. In der umstrittenen Ausgabe vom 8. August wird unter dem Titel »Ein Konto, das sehr schnell, sehr bequem, tagesaktuell und sehr preiswert ist« mit einer ganzseitigen Anzeige für das Girokonto des Bundespost geworben. In der Tat muß man der Werbeabteilung des Bundespostministeriums neidlos zugestehen, daß sie »sehr schnell« und »tagesaktuell« auf die finanziellen Nöte des Schlesier-Verlages reagierte und sich gegenüber dem extrem nationalistischen Blatt als sehr hilfreich erwies.

WETTERKRIEG IN ZENTRALAMERIKA?

Die Leser der nicaraguanischen Tageszeitung »EI Nuevo Diario« (END) bekamen die Nachricht an einem Sonntag zum Frühstück serviert: Es sei nicht auszuschließen, daß die USA gegenwärtig einen 'metereologischen Krieg' gegen ihre Gegner in Zentralamerika führen - wobei Mittel und Methoden zum Einsatz kamen, die bereits in den frühen siebziger Jahren in Vietnam erprobt worden seien.

Was trotz der ungewöhnlichen Trockenheit, die zur Zeit weite Teile Zentralamerikas heimsucht, auf den ersten Blick als bizarre Spekulation erscheint, konnte der END mit einer bemerkenswerten Indizienkette stützen. Das Epizentrum der Trockenheit liegt auf der Isla del Tigre, der offiziell zum honduranischen Staatsgebiet gehörenden Tigerinsel im Golf von Fonseca, die schon seit einigen Jahren eine von der Außenwelt hermetisch abgeschlossene US-Bose ist. An diesen Golf von Fonseca grenzen EI Salvador, Honduras und Nicaragua. Und von dieser Tigerinsel breitet sich die Trockenheit in konzentrischen Kreisen - auf größere Distanz immer schwacher werdend - in den drei Ländern aus. Eine nähere Betrachtung des Raumes, der von der Dürre betroffen ist, zeigt, daß es sich bei diesen Regionen nicht nur in Nicaragua um für die USA strategisch wichtige Gebiete handelt. In EI Salvador sind die Folgen vor allem in jenen Zonen im Süden des

Landes evident, in denen die Guerilla der FMLN besonders starken Rückhalt bei der Bevölkerung besitzt - und in denen es aufgrund der ausbleibenden Niederschlage zu Hungersnöten gekommen ist. In Honduras kann man bereits von einer Hungerkatastrophe sprechen, von der eine halbe Million Menschen bedroht ist und die bereits über ein Dutzend - registrierte - Todesopfer gefordert hat. Hier betrifft die Trockenheit zu einem guten Teil solche Gebiete, in denen die nicaraguanische Contra ihre Basen hat. Mit dem Ergebnis, daß einheimischen Bauern aufgrund der Vernichtung ihrer Kulturen als einzigen Ausweg, um ein Einkommen zu erzielen, für einen Sold von vier Dollar pro Tag bei der Contra anheuern. Ein anderer Teil der Campesinos und Kaffeepflanzer zieht überhaupt aus diesen Landstrichen weg und laßt so der Contra ein immer größer werdendes Aufmarschgebiet zurück.

END wies auch daraufhin, daß die USA schon seit längerer Zeit mit der Lenkung von Hurrikanen experimentieren und allein auf diese Weise das metereologische Gleichgewicht Zentralamerikas gestört hatten, da die kleineren Hurrikane wahrend der Regenzeit die Wolkentürme aus der Äquatorialzone nach Norden abdrängen würden. Und Anfang dieses Jahres hatten Bewohner der honduranischen Nordprovinz Cortes nächtens Flugzeuge beobachtet, von denen eine Art 'dünner Regen' versprüht worden sei, der Irritationen auf unbedeckter Haut hervorgerufen habe.

Wie auch immer: am Tag, nachdem der »Nuevo Diario« mit dem Aufmacher über die möglicherweise von den USA ausgelöste Trockenheit erschienen war, setzten in Nicaragua die heftigsten Niederschlage seit Wochen ein. »Regen im ganzen Land«, lautete die Schlagzeile.

Linke Uhr

Gerade erst war bekannt geworden, daß es der neuerdings wieder erfindungsreichen schweizer Uhrenindustrie gelungen ist, eine Uhr auf den Markt zu werfen, deren Zeiger entgegen dem Uhrzeigersinn laufen, da mußte sich die interessierte Öffentlichkeit durch eine Meldung aus der DDR verklären lassen, daß eine solche Uhr für den Sozialismus natürlich ein ganz alter Hut ist: Seit sechs Jahren bereits hängt eine solche linke Uhr in der Gaststätte »Alt Lobenstein« in dem Ort gleichen Namens. Der Uhrmacher Franz Höhne, befragt nach dem Grund für diese Konstruktion, gab die passende Antwort: »Aus purem Geikel. Die Gaststätte war damals gerade renoviert worden und sollte auch ihre Uhr bekommen. Ich dachte, machst du mal ein richtiges linkes Ding. Die Zugfeder mußte andersherum gespannt werden und noch ein paar Kleinigkeiten. Aber für all jene Kandidaten, die mit Sicherheit die Uhr falsch lesen würden, haben wir für alle Falle auch eine richtigherum gehende angebracht.«

Wieder ein schönes Beispiel für den Fortschritt im Sozialismus bei gleichzeitiger Aneignung des Erbes.

Neger bleibt Neger

Die Bezeichnung »Negerköpfe« beziehungsweise »-küsse« für eine bestimmte Art von Schaumwaffeln haben sich mittlerweile einige Lebensmittelketten abgewöhnt. Die Firme Hussel Süßwarenfachgeschäfte GmbH, Hagen hat seit einigen Wochen etwas Neues im Angebot: »Negerspeck«.

FLOTTE RATEN

Die türkische Zeitung »Milliyet«, der man allerlei nachsagen kann, aber der gewiß nicht unterstellt werden darf, sie sei besonders regimekritisch, ermittelte die Preissteigerungen für die wichtigsten Grundnahrungsmittel in der Türkei seit 1980, als die Militärs im September die Macht übernahmen: Demnach belaufen sich die Preissteigerungen für Brot auf 582 Prozent, Reis 356, weiße Bohnen 670, Zucker 332, Fleisch 426, Käse 573, Joghurt 422, Tee 575.

SPANGLISH

Die in den Amtsgerichten der Stadt New York tätigen vereidigten Dolmetscher für Spanisch sollen nach den Vorstellungen von Richter David Saxe noch einmal die Schulbank drücken. In einem Schriftsatz an die Gerichtsverwaltung wies Saxe jüngst darauf hin, daß unter der spanischsprechenden Bevölkerung der Millionenstadt »spanglish«, eine Dialektmischung aus Spanisch und Englisch, gesprochen werde. Um jedem Angeklagten, Zeugen oder Kläger vor Gericht gleiche Chancen zu geben, müsse sichergestellt werden, daß Aussagen richtig übersetzt würden. Inzwischen hat die Justizverwaltung mitgeteilt, daß sie dreiwöchige »Spanglish«-Kurse für zunächst 13 der insgesamt 103 an New Yorker Gerichten tätigen Spanisch-Dolmetscher einrichten werde.

Lieder aus der Satinhose

Der »Schweizer Musikrevue« ist es zu verdanken, daß die Welt sich an den Franzosen Joseph Pujol erinnern darf. Die Zeitschrift schreibt über den Klangkünstler, der nun schon seit 41 Jahren tot ist:

Joseph tremolierte seine »Lieder aus der Satinhose« aus der Tiefe der Eingeweide. Um die Jahrhundertwende war Pujol die Attraktion im »Moulin Rougec von Paris.

Später baute er sich ein Wandertheater und bereiste damit das französischsprechende Europa. Mitten im Ersten Weltkrieg gab er seine Bühnentätigkeit auf, zog mit seiner Frau und den zehn (1) Kindern nach Marseille, wo er sich eine Biskuitfabrik kaufte. Diesen Betrieb übergab er 1930 seinen Söhnen, und als ein Jahr später seine Frau starb, zog er abwechslungsweise zu seinen verheirateten Töchtern und kam so auch nach Biel.

Zuerst ließ er jeweils hören, wie es tönt, wenn ein Backfisch ein Windlein fahren laßt (zaghaft und ängstlich). Dann kam ein Fuhrmann dran (trocken und rund), eine Braut vor der Hochzeit (dünn und gehemmt) und einige Jahre danach (laut und ungeniert). Er imitierte Tierlaute (Schaf, Ziege, Esel, Löwe), ein Gewitter, ein Maschinengewehr und eine Dampflokomotive. Doch der Höhepunkt seiner Darbietung waren seine aus der Hose kommenden Flötensoli, zum Beispiel »Au clair de la lune« oder »Adieu, ma chère«.

Ach du Scheiße: noch'n Gedicht

Auf einer Tagung des Beirats Wissenschaft des Komitees für Unterhaltungskunst zum Thema »Massenkultur - populäre Künste - Unterhaltung. Theoretische und praktische Probleme der Unterhaltungskunst in der DDR«, hielt Helmut Hanke ein Referat, das den ersten Teil des Themas »Massenkultur populäre Künste - Unterhaltung«, abzudecken suchte. Schließlich beglückte er die Teilnehmer auch noch mit einem strammen Vierzeiler, der einer breiteren Öffentlichkeit nahegebracht werden soll:

»Drum Unterhalter!

Seid frisch und munter!

Bringt ihr was raus,

kriegt ihr was 'runter'!«

Kein Wunder, daß Peter Maffay gelobt und gefeiert wird.

SPERRFRIST

Die Wiener Zeitschrift »Falter« Ober die neuesten Sitten der Verlagsanstalten:

»Bisweilen soll es vorkommen, daß Buchrezensenten vor der Abfassung ihrer Rezensionen die Bücher auch wahrhaft lesen - ein so altmodisches wie umständliches Verfahren, das den Rezensenten Zeit kostet und den Buchverleger Geld. Muß er doch erst Rezensionsexemplare verschicken und dann warten. Und noch einmal warten, vor allem dickleibige Werke stehen bei ihrer Vermarktung sich selbst im Wege.

Nun hat der Verlag S. Fischer einen Ausweg erfunden. Er will irgendwann eine Biographie der Philosophin Hannah Arendt veröffentlichen und hat das Wichtigste schon fertig, den Klappentext (»... wird man ohne Zweifel als das Standortwerk bezeichnen dürfen ... «). Von der Sache selbst, die auf Ober 700 Seiten angelegt ist, sind die ersten 125 Seiten ausgedruckt und flattern unter dem hübschen Titel »Leseprobe« in die Redaktionsstuben.

Na und? 'Auslieferung (des fertigen Buchs): 25.8.7986. Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vor dem 4.9.1986 zu veröffentlichen. Wir danken für Ihr Verständnis.'

Aber bitte. Wir werden uns zurückhalten. Wir können den Schmöker ohnehin nicht in einer Woche durcharbeiten, die zwischen seinem Erscheinen und dem von Ihnen gewünschten Rezensionsdatum liegt. Und wir werden doch uns selbst nicht so blamieren, durch Unterlaufen der Sperrfrist öffentlich anzuzeigen, daß wir nur die Leseprobe gelesen haben.«

LETZTE WARNUNG

»Stellen Sie sich vor, meine Damen und Herren Sympathisanten«, fragt Joseph von Westphalen in seiner Flugschrift 'Warum ich Terrorist geworden bin', (Haffmans Verlag, Zürich) »stellen Sie sich vor, ein Monster wie Bundeskanzler Kohl

oder ein vergleichbarer Mistkerl wäre in unserer Gewalt.« Und er kommt zu dem Schluß: Unzumutbar. Die Vorstellung, Politiker wie Albrecht, Kohl, Stoltenberg, Geißler, Stoiber oder Tandler auch nur anfassen zu müssen, ist einfach quälend. Gab es früher Leute, die nicht satisfaktionsfähig waren, so gibt es heute Politiker, die sind nicht einmal geiselnahmefähig. Und, mal davon abgesehen: Dadurch ' daß diese 'hypertrophen Hausschweine' einem durch ihre 'mistige Existenz' zwingen, gegen sie anzuschreiben, verderben sie einem auch noch die Sujets und den Stil.

Bleibt abzuwarten, was der Staatsanwalt dazu sagt. Was die Damen und Herren Sympathisanten sagen werden, weiß man eh: Nichtreden, Literat- handeln! Als ob Westphalens Verfluchung noch Satire wäre! Und nicht schon Kunst. Also eigenmächtiges Handeln. Und Kunst tötet nun mal nicht. Und sie fordert auch nicht zum Taten auf. Sonst wäre sie keine. Sie warnt. Sie ist der letzte Versuch Gewalt zu vermeiden.

TOMAYER HETZT ÜBER RIO REISER

»König von Deutschland« - die Utopie? Der große, im Gestus des aufgeklärten Absolutismus (»Kaiser«, »König«, »Königin«) oder der bürgerliche-demokratischen Wahlfarce (»Kanzler«) daherkommende Gegenentwurf zu einer Weit bundesdeutscher Nation, in der der Mensch sowohl in Mangel atmet wie in Überfluß erstickt? Der Autor, der sein eigner Interpret ist, ein revolutionär-konservativer »Sonnenstaat«sanwalt? Ein prinzipieller Vollstrecker der Blochschen Hoffnungsflanke? Ein im Urchristentum wurzelnder Enderlöser, der seinen Egoismus mit den Interessen und Sehnsüchten aller hierzuland Unterdrückten, Gedemütigten, Beleidigten, Inhaftierten, Kaffeefahrtbetrogenen, Manisch-Depressiven, Eifersüchtigen, Versoffenen, Bekifften, Blöden und Zwergwüchsigen in einem Akt mindestens künstlerisch-imaginärer Emanzipation zu vermählen versteht? Ach, der Dichter speit dem Schweinesystem nicht ein einziges Mal in die sardonisch grinsende Fresse, er spricht nicht einem Paragrafen dessen selbstherrliches Recht ab, er schändet auch nicht das geringste Sakrament. Er übernimmt sich lediglich, und zwar in dem Maße, wie er unter allen ihm zur Verfügung stehenden antithetischen Möglichkeiten bleibt. Unumschränkt Chef im westdeutschen Saftladen würde er bis zur Bewußtlosigkeit Klassik (»Vivaldi«) hören und ein bißchen, Klassik hörend, verreisen (»Amerika«). Seinen Herrschaftshut (»Krone«) würde er täglich wenden und dito täglich ein Zweitbad nehmen, und was der sich gegen die Aufzahlung wehrenden lahmend lärmenden Leidenschaftslosigkeiten mehr sind. Wie die Wasche würde er die Wohnung (»Schlösser«) wechseln und sich in infantilem Unfug gefallen, den mächtigen Feind der unterdrückten Mehrheit des BRD-Volkes, die Bundeswehr, auf witzige Weise abzurüsten (» Hit-Paraden«). Und (Gipfel des Versuchs, den Glücksbesitzstand der werktätigen Bevölkerung abzutragen!) - das reizvolle, von der Unverhöltnismüßigkeit Einsatz/Gewinn lebende Lotto möchte er durch die vorherige Preisgabe der »großen Unbekannten« faktisch ruinieren. Welch fehlerfreies Fortschreiten des spezifisch auf Volksverdummung eingestellten Fernsehprogramms durch devot-augenzwinkernde Anbiederung an Figuren wie Lembke oder P. und K. Felix, statt einer fünfhundertteiligen Serie zum Thema »Wie das Kapital und seine flexiblen Helfershelfer das Volk zum Affen machen und wie Mann und Frau und Kind sich dagegen erfolgreich wehren können«, das Wort zu reden, bzw. die Stange zu halten. Welch vertanene Stichworte in diesem Zusammenhang (»Schmidt«, »Strauß«), welch verschmitzt-peinliche Öko-Sottisen (»Socken« und »Autos« sollen nicht mehr »stinken«). Dies alles mag unter den Teppich großmütiger Nachsicht gekehrt werden können, zweierlei aber ist nicht zu verzeihen: Des Autors schamloser Gebrauch der pestvölkischen Vokabel »Deutschland« für das Staatsgebilde zwischen Flensburg und Berchtesgaden, Elbe und Rhein, sowie die in einem lautmalerischen Pferdeversfuß (»Vivaldi« / wie Waldi) daherkommende maßlose Verkennung sowohl der politischen Position des führenden Mannes des US-amerikanischen Napalm- und Cola-Imperialismus wie der bescheidenen Möglichkeiten des Kampfes gegen eben denselben. Reagan auf das Diminutiv »Ronny« zu reduzieren und den Akt des Widerstands gegen die atomare Supermacht auf das Bild vom »Waden beißen« herunterzuschmusen, das ist gräßlichster Gehirnabusus.

Kein Musicbox- und Disco-Imprimatur von der deutschen Schlager-Inquisition für diesen »König von Deutschland«, der die hauptschülerhafte Sehnsuchtsdimension (»tausend willige Weiber und einen Dauerstander«) in keiner Silbe dichter- und denkerisch sprengt.

König von Deutschland

Rio Reiser

auf CBS A 7141

Musik und Text: Rio Reiser

Jede Nacht um halb eins, wenn das Fernsehen rauscht,

leg' ich mich auf's Bett und mal' mir aus,

wie es wäre, wenn ich nicht der wäre, der ich bin,

sondern Kanzler, Kaiser, König, oder Königin.
Ich denk' mir: was der Kohl da kann, das kann ich auch,
ich würd' Vivaldi hör'n, tagein, tagaus.
Ich kam' viel rum, würd' nach USA reisen,
Ronny mal wie Waldi in die Waden beißen.
Das alles und noch viel mehr würd' ich machen,
wenn ich König von Deutschland war'.
Das alles und noch viel mehr würd' ich machen,
wenn ich König von Deutschland war'.
Ich würd' die Krone täglich wechseln, würde zweimal baden,
würd' die Lottozahlen eine Woche vorher sagen.
Bei der Bundeswehr gab' es nur noch Hitparaden,
ich würd' jeden Tag im Jahr Geburtstag haben.
Im Fernsehen gab' es nur noch ein Programm:
Robert Lembke vierundzwanzig Stunden lang.
Ich hatte zweihundert Schlösser und war' nie mehr pleite,
ich war' Rio der Erste, Sissi die Zweite.
Das alles und noch viel mehr würd' ich machen....
Die Socken und die Autos dürften nicht mehr stinken,
ich würd' jeden Morgen erstmal ein Glas Champagner trinken.
Ich wär' chicer als der Schmidt und dicker als der Strauß,
und meine Platten kamen ganz groß raus.
Reinhard Mey wäre des Königs Barde,
Paola und Kurt Felix waren Schweizer Garde.
Vorher würd' ich gern wissen, ob sie Spaß versteh'n,
sie müßten achtundvierzig Stunden ihre Show anseh'n.
Das alles und noch viel mehr würd' ich machen....
Das alles und noch viel mehr würd' ich machen,
wenn ich - König von Deutschland wär'.

Nehmen, was paßt

Der italienische Filmemacher Sergio Leone in einem Interview mit der DDR-Zeitschrift »Sonntag« über seinen Umgang mit Musik und hier besonders mit Ennio Morricone:

»Morricone ist ein Schulkamerad von mir, wir kennen uns seit vierzig Jahren und sind uns per Zufall wiederbegegnet. Ich habe Anfang der sechziger Jahre einen kleinen schlechten Western gesehen, wozu er die Musik gemacht hatte. Irgendwas gefiel mir daran, und der Produzent sagte, wenn du willst, mache ich dich mit dem Komponisten bekannt.

Da haben wir uns wiedererkannt, und er hat dann die Musik für 'Eine Handvoll Dollar' gemacht und für alle meine anderen Filme auch. Es ist so, daß Morricone die Musik vorab macht, ich plaziere sie. Ich erzähle ihm den Film wie einem Kind: Das ist das Böse, das das Gute, dann komponiert er was, das höre ich mir an und sage, das Stock gefällt mir, das nicht.

Einmal, als ich in Rom 'Todesmelodie' drehte, rief mich Stanley Kubrick an. Er überlegte gerade, ob er für 'Uhrwerk Orange' eine Musik von Morricone nehmen sollte. Am Telefon sagte er, ich habe hier alte Musik von Morricone, wie kommt es, daß mir nur die gefällt, die in deinen Filmen ist. Ich antwortete Kubrick mit einer Gegenfrage: Ich verabscheue Strauß, wie kommt es dann, wenn ich deine 'Odyssee 200l' sehe, daß mir da ein Walzer von Strauß gefällt.«

JUGENDFILM

Das Kinder- und Jugendfilmzentrum in der Bundesrepublik Deutschland (KJF) und das Stadjugendamt Oberhausen (Filmothek der Jugend) haben anläßlich des Internationalen Jahres der Jugend 1985 eine Dokumentation zur Situation des Jugendfilms in der Bundesrepublik Deutschland Mitte der 80er Jahre herausgegeben. Sie enthält u.a. Materialien zur Geschichte, Entwicklung und zum aktuellen Stand des Genres, Aufsätze zu filmpolitischen und medienpädagogischen Fragen, Interviews mit Regisseuren und Autoren, Filmbeschreibungen, Darstellungen von modellhafter Jugendmedienarbeit, Beitrage Ober den Jugendfilm in Österreich und in Skandinavien, die Beschreibung von modellhaften Projekten der Jugendmedienarbeit sowie die Ergebnisse einer Arbeitstagung.

Das Buch (300 Seiten) ist zum Preis von DM 3.- (gegen Voreinsendung von Briefmarken) erhältlich beim Kinder- und Jugendfilmzentrum in der Bundesrepublik Deutschland, Koppelstein 34, 5630 Remscheid.

Durchseuchung

Die Palette gefahrenvoller Jobs wird wohl in Zukunft um eine Spezies reicher sein: den Stuntman beziehungsweise die Stuntwoman für Küsse. Hat doch die britische Filmschauspielergewerkschaft Screen Actors Guild zu einem entscheidenden Schlag in Sachen AIDS-Bekämpfung ausgeholt. Zukünftig kann kein Schauspieler mehr dazu gezwungen werden, bei der Arbeit vor der Kamera mit offenem Mund zu küssen. Mit dieser Safer-Sex-Schutzmaßnahme soll der weiteren »Durchseuchung« - so die offizielle Sprache des Bundesgesundheitsamtes - ein Riegel vorgeschoben werden.

KOPRODUKTION

Senegal, Mauretanien, Benin, Frankreich, die EG und die BBC finanzieren ein Filmprojekt, das schon jetzt als bislang größtes des schwarzafrikanischen Films gilt. Der senegalesische Regisseur Ousmane Sembene (»Xala«, »Ceddo«) wird einen dreiteiligen, sechs Stunden dauernden Film Ober das Leben von Almany Samori Touré drehen, der im 19. Jahrhundert in Westafrika einer der bedeutendsten Kampfer gegen den Kolonialismus war und konsequenterweise 1898, im Alter von 68 Jahren, in einem französischen Gefängnis starb. Sembene, Schreiber und Filmemacher, ausgebildet an der Moskauer Filmhochschule, hat jahrelang an den Vorarbeiten für diesen Monumentalfilm gesessen. Der Beginn der Dreharbeiten ist für den Oktober vorgesehen.

SOSSE

Der westdeutsche Schauspieler Klaus Löwitsch in einem Interview mit dem Magazin »Tip« über die Stoffel die vom westdeutschen Film nicht genutzt werden:

»Wir haben doch eine ganz spannende Geschichte, eine chaotische, morbide Geschichte. Da gibt es innerhalb von achtzig Jahren die unterschiedlichsten Phasen, die sich widersprechen, die kontrovers sind. Und diese Geschichte erzeugt Schicksale und furchtbare Situationen. Und wir haben auch immer Sachen gemacht, die eigentlich die ganze Welt verändert haben. Der Zweite Weltkrieg hat nirgends - nicht einmal im hintersten China - einen Stein auf dem anderen gelassen. Er hat die ganze Welt erschüttert. Aber man darf dann natürlich sich nicht einschränken, nach dem Motto: Mit dem Krupp-Manager darf ich mich nicht anlegen, die Deutsche Bank laß' ich auch lieber weg, zur Polizei müssen wir auch freundlich sein. Da brauchen wir ja zum Filmen die Autos und ein paar Uniformen. Dann kommt doch wieder so'ne nivellierte Soße raus.«

Verbot statt Empfehlung

»Equity« verbot Auftritte britischer Schauspieler in Südafrika sowie in den sogenannten »Homelands«. Dieser Beschluß der britischen Schauspielergewerkschaft trat an die Stelle einer früheren »Empfehlung«, das Apartheid-Regime durch solche Auftritte nicht zu unterstützen. Das Verbot stützt sich auf eine geheime Abstimmung unter den 32.000 »Equity«-Mitgliedern.

LOVE FOR SALE

Der Jazz, man glaubt es kaum, wenn man all die mißglückten Versuche von Jazz & Lyrik der letzten zwanzig, dreißig Jahre Revue passieren laßt, der Jazz ist aus dem Lied herausgewachsen: Am Anfang stand der Blues, der Work Song, der Spiritual. Aber auch als er sich schon langst vom Wort emanzipiert hatte, als Instrumentalmusik seine eigenen Wege ging, waren es, bis in die 40er und 50er Jahre, häufig Songs, Tin-Pan-Alley-Schlager oder Musical-Melodien, an denen die Jazzmusiker ihre improvisatorischen-Künste bewiesen. Daß man sein englisch am besten schleunigst vergißt, wenn Ella Fitzgerald, Sarah Vaughan oder Anita O'Day sich an Songs von Cole Porter oder Rodgers & Hammerstein heranmachen, daran hat man sich gewöhnen müssen.

Der britische Komponist und Bandleader Mike Westbrook hat es schon lange mit Texten. »Mama Chicago« oder das grandiose musikalische Fresko »The Cortège« haben in eigenwilliger Form ein Genre wieder zum Leben erweckt, das seit den dreißiger Jahren zunehmend an Bedeutung verloren hat, das musikalische Cabaret. Was er dort mit einer Bigband in letzter Perfektion vorgeführt hat, zeigt er jetzt auf einer neuen Doppel-LP gleichsam im Kleinformat. »Love for Sale / Käufliche Liebe« (hatART 2031) heißt die Trio-Platte, eine Thema, das mannigfache Assoziationen weckt, von der sozialen Entstehung des Jazz bis hin zu den Beziehungen zwischen Musikern, Musik-Business und Publikum. Das Genre des »Jazz Cabarets« eröffnet - Westbrook schreibt es in einem Begleittext - die einmalige Chance, Texte und Musiken unterschiedlichster Sprache und Herkunft miteinander zu verknüpfen: Musical-Songs, Gedichte von Rimbaud, William Blake oder Jakob von Hoddis, Jazz, Brecht/Weill, französisches Chanson und Eigengewächs. Mike Westbrook (Piano, Tuba, Stimme), seine Frau, die Sängerin Kate Westbrook, die auch Tenorhorn und ein bißchen Flöte spielt, sowie der Saxophonist/Klarinettist Chris Biscoe haben diese Songs zu einer geschlossenen, runden Performance zusammengebaut; daß es nicht langweilig oder eintönig wirkt, dafür sorgen nicht bloß die Instrumentierung, die immer wieder neuen Kombinationen der insgesamt neun Instrumente, sondern auch die vielfältigen Arrangier- und Improvisations-Stile, welche die Westbrooks und Biscoe beherrschen; besonders schön sind einige ausgeschriebene Bläsersätze auf der zweiten Plattenseite, die fast großorchestralen Klavier-Arrangements von Mike Westbrook oder auch einige hervorragende Soli von Biscoe.

Gut getan haben die Musiker und ihr Produzent Werner Uehlinger, daß sie keine Studioproduktion gemacht haben, sondern einen Konzertmitschnitt aus dem Pariser Theater Dunois gewählt haben. So kommt Leben, Atmosphäre, Stimmung in die gar nicht immer süffig-leichte Musik.

BOOK-AID:

Schon mancher hatte gerne ein Buch, das in Afrika veröffentlicht wurde, gekauft, aber er kam einfach nicht ans Buch heran. Obwohl veröffentlicht, waren die Bücher aus afrikanischen Verlagen für die meisten unzugänglich, Es könnte ab sofort anders werden. Der nimmermüde Afrikanist und Buchpromotor, Hans Zell, hat mit Verlegern, UNESCO und Ford-Stiftung zusammen »African Books Collective« gegründet. Afrikanische Verlage und Universitäten könnten, wenn sie mitmachen, bei »The African Book Publishing Record«, Oxford, ihre Veröffentlichungen in Kommission geben.

Es wird nun Geld gesucht, um eine nicht profit-orientierte Trägergesellschaft zu gründen.

Informationen bei ABPR, POB56, Oxford OX1 3EL.

AVEDON-FOTOS

»Im amerikanischen Westen« ist der Titel einer Fotoausstellung des namhaften US-Fotografen Richard Avedon, die gegenwärtig in den USA gezeigt wird. Zu sehen sind 125 überlebensgroße Porträts von, wie Avedon erklärte, »einfachen, hart arbeitenden Menschen«. Der 62jährige, der bisher in den USA als Fotograf von Wohlhabenden, Politikern, Bankiers und Künstlern galt, zeigt eine Auswahl von Arbeiten, die zwischen 1979 und 1984 auf Reisen durch nahezu 200 Städte und Ortschaften in 17 Bundesstaaten des amerikanischen Westens entstanden. Avedon fotografierte dabei Ober 700 Amerikaner in ihrer Arbeits- oder Alltagskleidung. Zu seinen Porträts sagte er: »Die Bilder zeugen von harten Zeiten, schwerer Arbeit, einem wenig lohnenswerten Leben mit geringer Aussicht auf einen Weg nach oben.«

Sturmmusik

Im Gegensatz zu vielen anderen traditionsbewußten amerikanischen Undergroundbands, deren Griffe in die musikalische Mottenkiste zumeist nur den Bankkaufmann mit schwerpunktmäßig auf Spät-60er-Vinyl aufgebauter Plattensammlung zufriedenstellen kann, macht die Gruppe »Blood on the saddle« allein schon durch ihren Namen deutlich, daß das nicht unbedingt ihr Anliegen ist. Rauhbeiniger Rock'n'Roll mit einem noch Unüberhörbaren, aber gegenüber ihrer Debüt-LP schon nachlassenden Country-Einfluß dominieren auf der vom französischen Label New Rose veröffentlichten zweiten LP

»Poison love« (Rose 88). »Blood an the saddle«-Musik ist nichts fürs Wohnzimmer, sondern Musik von der Straße für die Straße, die sich als Soundtrack zum Sturm auf die Bauzäune dieser Welt eher anbietet als die Elaborate sämtlicher »Anti-WAAhnsinns«-Musikanten.

ZINNEMANN

Über Gary Cooper, Hauptdarsteller in »High Noon«, sind mehrere Bücher geschrieben worden, jetzt gibt es weltweit das erste über den Regisseur von »High Noon«, Fred Zinnemann (»Zinnemann«, Hrsg. von Antje Goldau, Hans Helmut Prinzler, Neil Sinyard; 1986; Filmland Presse München; 29,80 DM). Die ersten sieben Seiten illustrieren eine Filmminute: 20 Einstellungen aus »High Noon«, dem neben »From Here To Eternity« (Verdammt in alle Ewigkeit) populärsten Film Zinnemanns. Im Zentrum des Bandes geht Neil Sinyord auf »Figuren und Motive in Zinnemanns Filmen« ein. Zwei bis drei Druckseiten zu jedem Film. Diese Filme weisen erstaunliche thematische Kontinuitäten und Konstanten auf. Zur typischen Zinnemann-Figur gehört das »Gefühl des Gefangenseins« und oft geht es um »das Bewahren des Gefühls für die eigene Identität«. Anhand ausgewählter Sequenzen und Einstellungen verdeutlicht Sinyard, wie sich dies in der filmischen Inszenierung materialisiert.

Zu sehr steht in dem Band die Person Zinnemann - liberal-konservativ, still, immer freundlich lächelnd - im Mittelpunkt. Über den Teamwork-Charakter von Filmarbeit, über das generelle Klima, in dem Zinnemann jeweils seine Themenfilme drehte, über handwerkliche, politische, ökonomische Aspekte findet sich nichts.

Konkret 10/86, S. 60

Matthias Altenburg

Bücher

Heine kennt man. Börne schon weniger. Das war nicht immer so. Und soll auch nicht so bleiben. Deshalb hat **Alfred Estermann** ein Buch **(Ludwig Börne 1786-1837, Buchhändler Vereinigung, DM 45,-)** herausgegeben und Walter Wallmann ein Vorwort geschrieben. Und weil Walli ja nicht wissen konnte, daß, 200 Jahre nachdem Ludwig Börne seiner Mutter aus dem Schoß gekrochen ist, im fernen Rußland ein Atomkraftwerk explodieren und einen deutschen Politiker von Frankfurt am Main noch Bonn am Rhein katapultieren würde, hat er mit »Oberbürgermeister« unterschrieben. Und rasch noch ganz, ganz fest versprochen, »daß es sich bei diesem Jubiläum nicht um ein einmaliges Ergebnis handelt.« Ab sofort feiern wir jedes Jahr den 200. Geburtstag Ludwig Börnes. Ansonsten versammelt das dicke Buch viele wertvolle Dokumente und einige dumme Aufsätze. Da wird ein wenig herumgedümpelt in der Börneschen Biografie und mit reichlich wohlfeilem Philosemitismus ein deutscher Demokrat zum zweiten Mal erledigt. Und Marcel Reich-Ranicki, der große Börne-Forscher, erzählt uns, warum wir ihn vergessen müssen. Wegen der Form nämlich. Weil Börne kein Dichter war, kein richtiger. Sondern bloß ein Tagesjournalist, »ein Schriftsteller nur für Fachleute, für Germanisten, für Literarhistoriker.« Denn solche Sätze gehören nicht ins Lesebuch, sondern in den Giftschrank: »Keine Schonung mehr, nicht im Handeln, nicht im Reden. liegt die Freiheit hinter einem Meere von Blut - wir holen sie auch.« Damals haben die Rezensenten den Verfasser dafür an den Galgen gewünscht; heute macht man das anders, gell, Herr Ranicki.

Ludwig Börne und Heinrich Heine hatten vieles gemeinsam. Beide waren getaufte Juden, beide verlegten ihre Werke bei Campe, beide wurden von der deutschen Reaktion ins Ausland getrieben, beide wählten Paris als den Ort des Exils und beide sind dort gestorben und begraben. Daß sie sich nicht mochten, man weiß es. **Hans Magnus Enzensberger** hat einen Band **(Ludwig Börne und Heinrich Heine, Ein deutsches Zerwürfnis, Greno, DM 25,-)** zusammenstellen lassen, in dem der Streit der beiden nochmal dokumentiert wird. Als Heine 1822 mit ersten Gedichten debütiert, ist der um zehn Jahre ältere Börne bereits ein bekannter Publizist. Die deutschen Liberalen verehren ihn als ihre »Eiche«. 1827 kommt es in Frankfurt zu einer ersten - freundschaftlichen - Begegnung. Als sie sich vier Jahre später in Paris wiedersehen, schlagt Börne vor, gemeinsam eine Zeitschrift zu gründen. Heine lehnt ab, »weil er fürchtet«, wie Börne unterstellt, »in meiner Nahe nicht genug zu glänzen«. Die Entzweiung nimmt ihren Lauf, auch wenn die beiden in der Öffentlichkeit noch lange als Doppelgestirn gelten. Immer wieder mokiert sich Börne in seinen Briefen an die Frankfurter Freundin Jeanette Wohl über Heines »grenzenlose Eitelkeit«: »Solchen Menschen ist nicht zu trauen. Sie wechseln die Grundsätze wie Kleider.« Und immer wieder: Heine sei »lüderlich«, treibe sich mit den Pariser Grisetten herum und habe weder Seele noch Glauben. Als Heine ihm gesteht er sei bestechlich, würde aber »gegen seine Überzeugung ganz so gut schreiben als mit ihr«, steht Börnes Urteil fest: »Er hängt sich an das schlechteste Volk, geht mit bekannten Spionen um, macht den Zuträger und das ganz gewiß für Geld.« Was folgt, ist ein verstecktes Intrigenspiel, das dauert, bis Börne 1837 stirbt. Erst dann, und das nimmt man ihm übel, holt Heine zum publizistischen Gegenschlag aus. Er veröffentlicht: »Ludwig Börne. Eine Denkschrift« - eine brillant geschriebene Unverschämtheit, eine Mischung aus Würdigung und Rufmord. Friedrich Engels kommentiert: »Heines Buch über Börne ist das Nichtswürdigste, was jemals in deutscher Sprache geschrieben wurde.« Karl Marx an Heinrich Heine: »Ich werde in einer deutschen Zeitschrift eine ausführliche Kritik ihres Buches über Börne schreiben. Eine tölpelhaftere Behandlung als dieses Buch von den christlich-germanischen Eseln erfahren hat, ist kaum in irgend einer Literaturperiode aufzuweisen und doch fehlts keiner deutschen Periode an Tölpelei.« Ja, wenn sich nicht einmal die Klassiker einig waren ...

Karl Kraus war sich einig und meinte, Börne habe noch in Heines Polemik den Angreifer überragt. Ein deutscher Professor aus Göttingen, jener Stadt also, die Heine am liebsten mit dem Rücken ansah, hat Krausens Schriften zur Literatur zusammengetragen. Wie sich das gehört. Herausgekommen ist der Band **Karl Kraus: Heine und die Folgen (Reclam, DM 12,-)** Und da steht: »Ohne Heine kein Feuilleton. Das ist die Franzosenkrankheit, die er uns eingeschleppt hat.« Kraus, der bekanntlich - und seinen eigenen Worten zufolge - lieber mit einem Komma als mit einer Frau ins Bett ging, lief freilich kaum Gefahr, sich anzustecken. Schaut man sich allerdings das heutige Feuilleton an, dann wünscht man den Redakteuren eine gehörige Portion der Heineschen Viren an den Hals. Der deutsche Professor, der sich jetzt mit fremden Werken dicke tut (einstmals hat er den Göttinger SDS mitgegründet; heute ärgert er bloß noch Studenten mit Mikrophilologie und schlechten Noten), wußte schon, warum er Krausens kleine »Razzia auf Literarhistoriker« nicht mit in seine Sammlung aufgenommen hat. Dort hatte jener nämlich dreizehn Heller auf ihn ausgesetzt.

Kraus hat Schüler. Drei Jahre hat **Jochen Kelter,** stellvertretender Bundesvorsitzender des Verbands deutscher Schriftsteller, die Leitartikel des Konstanzer »Südkurier« (Auflage 140.000) gelesen und anschließend im Regionalmagazin »Nebelhorn« glossiert. Entstanden ist ein Stück Zeit(ungs)geschichte: **Finstere Wolken, Vaterland. Die deutsche Provinzpresse greift ein - 35 Glossen, Drumlin, DM 14,80.** Mit einem Stakkato von kurzen Aussagesätzen ahmt Kelter den Schreibstil von Chefredakteur Oexle nach und gibt ihn so der Lächerlichkeit preis. Viel ist gar nicht nötig, um die

Artikel der Provinzjournalisten so zu verstehen, wie sie gemeint sind, aber nicht verstanden werden sollen. Kelter zitiert und schnoddert ein, zwei Fragen hinterher. Wenn Oexle mit Moral kommt, kommt Kelter mit Fakten. Er nimmt den Leitartikler beim Wort, denkt und formuliert die verschwamelte Metaphorik der Meinungsmacher zu Ende und modelt Sprichworte bis zur Kenntlichkeit. Ohne zu lamentieren, ohne anklagerisches Pathos, entlarvt der Autor die gutbezahlten Tiefsinnproduzenten als Diener ihrer Herren. Und die handeln mit Hardware. Denn daß es bei den großen Worten der kleinen Götter von Konstanz nicht bloß um den »Geist« geht, um die Freiheit, dumm zu sein und dumm zu machen, das hat ihnen Henri Nannen vorgeturnt: »Die Redaktion ist diejenige Abteilung des Hauses, welche die von der Anzeigenabteilung freigelassenen Seiten zu den von der Herstellung bestimmten Terminen mit einem Stoff füllen muß, den der Vertrieb verkaufen kann.« Der Rest steht bei Tucholsky.

Konkret 10/86, S. 64

Aysel Özakin

Ali hinter den Spiegeln

Seit Wallraffs Millionen-Hit haben wir die »Seid-lieb-zu-den-Türken-Schwemme«. Eine türkische Schriftstellerin versucht sich den Freundlichkeiten zu entziehen

Als ich »Ganz unten« zum ersten Mal im Schaufenster einer Berliner Buchhandlung sehe, beschließe ich, die Bundesrepublik zu verlassen. Das mürrische, traurige und schmutzige Gesicht auf dem Buchdeckel erinnert mich an einen Alptraum: Ich blickte im Traum in einen Spiegel und erschauderte vor meinem eigenen Gesicht, aber der Spiegel hielt mich fest. »Auch wenn du es nicht glauben willst, du bist es selbst, du bist das Bild, das ich von dir habe.« In Schweiß gebadet wachte ich auf.

Kurz nach Erscheinen des Buches springt mir das schmutzige, traurige und mürrische Gesicht aus den Schaufenstern sämtlicher Buchhandlungen, wenig später von großen Plakaten entgegen und stürzt mich jedesmal in Selbstzweifel. Was ist es, so frage ich mich, was mich in diese Identitätskrise stürzt? Vor fünf Jahren, als ich noch in der Türkei lebte, habe ich mir durch die Literatur, durch meinen Beruf, meine politische Weltanschauung und meine Beziehungen eine individuelle Identität geschaffen. Ist diese in der Bundesrepublik inzwischen einer nationalen Identität gewichen?

Woher kommt es, so frage ich weiter, daß ich mich mit jedem Türken, der mir auf der Straße begegnet, unversehens identifiziere? Das beunruhigt mich, damit ist meine persönliche Freiheit, die ich in der Türkei hatte, eingeengt: die Freiheit, die Gesellschaft, in der ich lebe, kritisch zu betrachten.

Auf der Suche nach der Ursache für meine Überidentifikation spüre ich, daß eine wesentliche Rolle dabei eine in der Bundesrepublik weitverbreitete Haltung spielt: Ich erlebe ständig, daß sogenannte emanzipierte Deutsche, die selbst eine nationale Identität ablehnen und für eine individuelle eintreten, dazu neigen, Völker ärmerer Länder als Block zu sehen. Individuen kommen in dieser klischeehaften Vorstellung nicht vor. In ihren Augen ist ein Türke mittlerweile kaum etwas anderes als ein Angehöriger einer unterdrückten, mittellosen und ungebildeten Masse.

Taucht nun ein Künstler aus dieser Masse auf, wird er zu einem Werkzeug reduziert, mit der Funktion, das Leid und die Unterdrückung dieser Masse auszudrücken. Dabei bleiben Individualität, Freiheit und Avantgardismus weiterhin den Westeuropäern vorbehalten. Der westeuropäische Intellektuelle darf, ja muß sich von seiner nationalen Identität lösen und alle Arten individueller Abenteuer riskieren, aber einen in der Bundesrepublik lebenden Türken - selbst wenn er Künstler ist - kann man sich außerhalb der sozialen Realität eingewanderter Arbeiter nicht vorstellen.

Schriebe zum Beispiel ein türkischer Autor einen phantastischen Roman, könnte ihn doch nichts davor bewahren, beim Buchhändler im »Gastarbeiterregal« zu landen, einem Regal, das Sozialarbeitern, Lehrern und Studenten vorbehalten ist, um ihre Diplomarbeit über Türken zu schreiben. Literaturkritiker wiederum verhalten sich höflich und beurteilen Immigranten-Literatur mehr nach pädagogischen als nach literarischen Kriterien, so als wollten sie sagen: »Wir müssen auch diese Kinder fördern. « Wie läßt es sich nur erklären, daß diese Neigung in der Bundesrepublik so sehr zugenommen hat?

Das Gesicht auf »Ganz unten« kommt mir vor wie das Gesicht der Türken im Spiegel der Bundesrepublik: ein Gesicht, das nur durch Leid definiert ist. Diese Assoziation bringt mich erneut dazu, mich mit einem Teil der modernen deutschen Gesellschaft auseinanderzusetzen: mit der humanistischen, oppositionellen Kultur. Mit den reaktionären, rassistischen Kreisen in der Bundesrepublik habe ich nichts zu tun, ihnen gestehe ich nicht das Recht zu, mich zu beurteilen. Aber die oppositionelle Kultur, mit der ich mich, seit ich hier lebe, auf den Ebenen des Bewußtseins, der Seele und des Gefühls austausche, berührt mich insgesamt.

Ich möchte die Bundesrepublik mit der Enttäuschung verlassen, die diese Kreise in mir ausgelöst haben. Das fühlte ich am stärksten an dem Tag, als ich »Ganz unten« zum ersten Male sah. Umschlag und Titel haben mich so gegen das Buch aufgebracht, daß ich nicht die geringste Lust hatte, es zu lesen. Mich interessierte nichts anderes als dieses Leidenssymbol auf dem Titel. Dieses Gesicht repräsentiert für mich die Vorstellung deutscher Progressiver über Minderheiten, die es zu verteidigen gilt, weil man - natürlich - gegen Rassismus ist.

Ich zerbreche mir den Kopf darüber, woher diese Neigung kommt, die allmählich zu einer sozialen Haltung wird: die Unterdrückten ausschließlich mit Leid zu identifizieren. Ich habe viele Fragen: Empfindet die junge deutsche Linke, die sich von historischer Schuld befreit fühlt und nach einer neuen gesellschaftlichen Identität sucht, gegenüber Minderheiten nichts als Mitleid? Behindert diese dualistische Sichtweise - entweder ist jemand selber schuld oder man hat Mitleid mit ihm - nicht die Wahrnehmung? Inwieweit verhindert die Gewohnheit der traditionellen Linken, Klassen und Schichten als uniforme Masse zu sehen, Menschen auch als widersprüchliche und wandelbare Wesen zu begreifen? Verbindet sich diese Gewohnheit möglicherweise mit der in der Bundesrepublik verbreiteten Neigung, in Klischees und festen Kategorien zu

denken? Woher kommt diese Neigung? Aus der Bürokratie? Aus der militärischen und hierarchischen Gesellschaftsstruktur der Vergangenheit und einem entsprechenden Schulsystem?

Ich fühle mich nicht berufen, nach Antworten auf diese Fragen zu suchen. Schließlich gibt es in der Bundesrepublik eine große Zahl von Historikern, Soziologen oder Psychologen, die Antworten auf diese Fragen finden könnten. Auch scheint es mir selbstgefällig und ungehörig, gewissermaßen von außen über eine Gesellschaft zu befinden, ohne entsprechend lange in ihr gelebt zu haben und über ausreichende Kenntnisse zu verfügen. Ich möchte nicht dastehen wie der US-Amerikaner, der nach einer zweimonatigen, touristischen Reise durch China als Autorität galt. Und ich möchte auch nicht den Fehler eines Journalisten wiederholen, der nach drei Reportagen, die er in Begleitung eines Dolmetschers machte, ein endgültiges Urteil über die türkischen Frauen parat hatte.

Ich bin bemüht, mich vor einer Gefahr zu schützen: ich bin kurz davor, in der Bundesrepublik mein Selbstvertrauen und mein Wertgefühl zu verlieren. Mitverantworlich dafür ist ein wohlmeinender, humanistischer, deutscher Progressiver, der mich (das heißt Ali) als Angehörige einer Minderheit schützen will und mich (das heißt Ali) in ein bemitleidenswertes Objekt verwandelt.

Einige Zeit nach Erscheinen von »Ganz unten« finde ich unter meiner Wohnungstür in Berlin einen Zettel: »An Ihrem Namen erkenne ich, daß Sie Türkin sind. Ich habe »Ganz unten« gelesen und mich entschlossen, einem Türken zu helfen. Ich wohne im ersten Stock.« Ich ging einer Begegnung mit dem Schreiber des Zettels aus dem Wege aufgrund der Vorstellung, es könne sich um eine von Sozialhilfe lebende, einsame Frau handeln, die ich nicht in Selbstzweifel treiben wollte durch meine - trotz aller Widerwärtigkeiten noch vorhandene - Heiterkeit und meinen Optimismus.

In einer hier erscheinenden türkischen Zeitschrift erzählte eine junge türkische Berufsschülerin in einer Kurzgeschichte, daß sie oft fröhlich sei und viel lache, eine Klassenkameradin das wütend gemacht und diese sich an ihr gerächt habe, indem sie anfing, sie damit aufzuziehen, daß sie Türkin sei. Am Ende sprechen sich die beiden aus, und die aggressive Mitschülerin verrät den Grund für ihre Wut: »Wie kann es angehen, daß du - als türkisches Mädchen - glücklicher bist als ich?«

Nach einer Lesung in Lindau erlebte ich folgendes: Eine gut fünfzig Jahre alte, dicke deutsche Frau führt ein junges türkisches Mädchen wie ein Kind an der Hand zu mir und sagt mit gefühlvoller Stimme: »Sie wissen gar nicht, in welcher schwierigen Lage sie ist. Sie tut mir sehr leid. Ich bemühe mich sehr darum, sie aus der Unterdrückung durch ihre Familie zu befreien. Geben Sie ihr doch bitte auch ein paar Ratschläge, damit sie ein wenig mehr Mut faßt.« Das junge Mädchen lächelte verschämt und gab mir zu verstehen, daß ich die Worte ihrer gutmeinenden Beschützerin nicht allzu ernst nehmen sollte.

Als bei einer Lesung an der Hamburger Universität eine Professorin meine Bemühungen mitbekam, Widersprüchlichkeiten zu benennen, um türkische Frauen vor festgefügten Klischees und hoffnungslosem Mitleid zu bewahren, zeigte sie auf zwei neben mir sitzende, fünfzehn-, sechzehnjährige Türkinnen und sagte: »Wir sollten die auch mal ein wenig zu Wort kommen lassen, damit sie erzählen, was sie durchzumachen haben«, - das heißt sie versuchte mich als unglaubwürdig hinzustellen. Es schien, als hätten meine leisen Optimismus ausstrahlenden Gedanken sie unbefriedigt gelassen oder beunruhigt.

Ein anders Mal las ich vor Schülern einer Hamburger Gesamtschule. Es ging um die Geschichte der emotionalen Annährung zwischen einem körperbehinderten Mann und einem einsamen jungen Mädchen in einer Berliner Kneipe. Am nächsten Tag lese ich in der »Harburger Zeitung« unter einem Foto von mir: »Die türkische Schriftstellerin liest aus ihren Geschichten, in denen sie beschreibt, was die Türken in unserem Land alles erleiden müssen.«

Damals fragte ich mich wieder einmal, warum den Leuten immer sofort das Leiden einfällt, wenn von Türken die Rede ist. Liegt der Grund möglicherweise in einer nostalgischen Sehnsucht, weil Mitleid in Wirklichkeit verlorengegangen ist? Oder ist Mitleid vielleicht der vornehmste Ausdruck für Geringschätzung und Verachtung?

In meiner ersten Zeit in der Bundesrepublik haben mich viele junge Soziologiestudentinnen angerufen, weil sie ihre Diplomarbeit über türkische Frauen schreiben wollten. Sie erwarteten Unterstützung von mir. Als ich mich mit einigen von ihnen traf, stellte ich fest, daß ihre geplanten Diplomarbeiten in einer Hinsicht identisch waren: alle schrieben aus -der Mitleids-Perspektive.

Auf dem Kulturfestival der Immigranten in Altona traf ich nach einer Lesung auf der Damentoilette zwei herausgeputzte, reizende türkische junge Mädchen, die mir ihr Leid klagten: »Du hast wirklich gut geredet, älteres Schwesterchen, wir waren richtig stolz. Am meisten ärgert es uns, wenn die Deutschen uns mitleidig betrachten. Deswegen wollen wir - obwohl wir hier großgeworden sind - aus diesem Land weggehen.«

Bisher hielt ich mich in Kritik zurück aus Furcht davor, daß das Mitleid - entstanden als Reaktion auf die Ausländerfeindlichkeit - mich zu falschem Verhalten verleiten könnte. Es ist nicht meine Absicht, zum Beispiel die Schwierigkeiten des Lebens der Türken in der westeuropäischen Emigration oder die doppelte Unterdrückung der

türkischen Frauen zu vertuschen, aber als Schriftstellerin halte ich daran fest, die Realität in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit und Individualität darzustellen.

Ich möchte das Bittere und das Süße beschreiben, das Traurige und den Spaß, die Unterdrückung und den Widerstand, die Versklavung und die mögliche Befreiung. Mein gesellschaftliches Bewußtsein zwingt mich ständig zur Auseinandersetzung mit Fragen der Hierarchie. Ich glaube, daß Mitleid, erst recht *ausschließliches* Mitleid, Hierarchien nicht grundsätzlich verändert, sondern ihnen nur eine andere Form gibt. Wenn ein Mensch sich einem anderen mit dem Gefühl des Mitleids sozusagen in selbstreinigender Absicht nähert, hat sein Gegenüber keine Chance, als gleichwertig angesehen zu werden. Mehr noch: der bemitleidete Mensch wird dabei meist dumm oder ungeschickt erscheinen.

Ich unterscheide hier zwischen *Mitleid* und *Mitgefühl.* Während ein sensibler Mensch sich bemühen wird, den anderen in seiner ihm eigenen individuellen Besonderheit zu verstehen, reduziert der Mitleidige seine Wahrnehmungsfähigkeiten von vornherein. In der Regel ermüdet das Gefühl von Mitleid rasch, es veraltet und verliert seinen ursprünglichen Reiz. Der Mitleidige hat das Bedürfnis, sich von seinem Mitleid auszuruhen, wieder zu sich zu kommen, und er entfernt sich mehr und mehr von seinem 'Objekt des Mitleids.

So war es auch bei »Ganz unten«: nachdem die erste Mitleidswelle nach Erscheinen abgeebbt war, kam vielen deutschen Intellektuellen das Thema geradezu abgestanden und aus der Mode gekommen vor. Sie wollten davon nichts mehr wissen, denn Mitleid bringt den 'Mit-Leidenden' in eine ausweglose Lage- »Wenn es denen so schlecht geht, was kann ich dann für die tun? Ich kann doch gar nichts machen! «

Als die Plakate zu »Ganz unten« allmählich alle Wände bedeckten, rettete ich mich in die Niederlande. Ich fühlte mich seelisch verletzt. In den Niederlanden fand ich sofort Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten, aber was tat ich? Nach zehn Tagen ließ ich alles stehen und liegen, von der angemieteten Wohnung bis zu meinem Stipendium - und kehrte in die Bundesrepublik zurück. Schon beim Umsteigen in Osnabrück rief ich vom Bahnhof aus meine Freunde in Hamburg und Berlin an und kaufte am Kiosk zwei Zeitungen und eine Zeitschrift, weil ich Heimweh nach der deutschen Sprache hatte.

Ich wollte wieder Lesungen machen, wieder mit deutschen Alternativen und Feministinnen diskutieren. Ich war wieder bereit, mit der Spannung von Wut *und* Liebe zu leben, mit dem Gefühl der Heimatlosigkeit *und* der Sehnsucht nach der unbegrenzten geistigen Heimat. Ich hatte mir vorgenommen, an einer Entwicklung teilzuhaben, statt ihr auszuweichen. Ich bemühte mich darum, die Wahrnehmung junger deutscher Menschen zu beeinflussen und tolerant zu lächeln, wenn sie bei der Begegnung mit einem Türken vor lauter Schuldgefühl und Ratlosigkeit anfangen zu stottern.

Erst acht Monate nach Erscheinen schaffte ich es, Wallraffs Bestseller zu lesen. Tatsächlich sind darin alle Attribute eines Lebens »ganz unten« enthalten: Dummheit, Naivität, Gehorsam, Würdelosigkeit, Schmutz. Nach meiner ersten positiven Reaktion auf die Tatsache, daß Wallraff - indem er Ali als Werkzeug benutzt - Entfremdung, Brutalität und betrügerische Schläue des Kapitalismus offenlegt, wurde ich wieder skeptisch. Er preßt uns alle wieder ins Klischee und zeichnet ein häßliches Bild von uns Türken.

Kann ich diesen Fehler Wallraffs wegen seines politischen Engagements tolerieren, oder soll ich meine widersprüchliche Haltung ihm gegenüber offenlegen? Am Ende des Buches stelle ich fest, daß ich mich über ihn ärgere, aber »seine Sache« unterstütze.

Übersetzung: Carl Koß

Vorabdruck aus dem Sonderheft KONKRET LITERATUR, das ab 30. September am Kiosk für DM 10,- zu haben ist.
Siehe auch S. 91

Konkret 10/86, S. 68

Eckhard Henscheid

Der Wille zum Buch

Hans Dietrich Genscher hat im Leben soviele Autobahnraststätten, Landebahnen und Wildparks aufgesucht - warum also nicht auch einmal die Frankfurter Buchmesse. Aber wer hätte gedacht, daß damit der Weltgeist seine Aufwartung machte. Eckhard Henscheid begleitete ihn

»Das liberale Abenteuer Buch ist für den Außenminister der Bundesrepublik und früheren Vorsitzenden der Freien Demokratischen Partei ein unverzichtbarer Bestandteil liberaler Politik«, erläutert mir Hans Dietrich Genscher, lächelt klug und stürmt durch den Passanten- und Neugierigenstrom hin: durch auf die nächste Koje zu, diesmal den Hanser-Verlag.

Verblüfft habe ich Mühe, mit dem 59jährigen Schritt zu halten. Es ist, als ob ein fruchtbarer Dämon diesen Mann nach vorne triebe.

Mit Johannes Rau, dem Kandidaten, war ich schon '79 zur Buchmesse zusammengetroffen. Im Vorjahr der Kanzler Kohl war mir trotz - wegen? - meiner frisch erschienenen Kohl-Biographie ängstlich ausgewichen, um mit Kishon und anderen Minderen zu verkehren. Nun also 1986 Genscher.

Genscher? Genscher! Mit einer nachgerade furiosen Rede angesiedelt zwischen Feuer, Schwert und liberaler Nachdenklichkeit, einer Rede über das Sein und den Sinn des Buchs hatte Genscher am Vortag die Messe glänzend eröffnet; diesem die Leviten lesend, jenen erstaunt aufhorchend lassend. Einer Rede, die noch heute in aller Ohren ist, einem Appell, der so gar nichts hatte vom Cliché des Taktierers, Pragmatikers, des dickfelligen Minimisten. Und etwas Elanberstendes, betörend Animiertes und Animierendes geht auch heute von Genscher aus, etwas, wie es kürzlich im ARD-Portrait hieß, »Schlagfertiges, Joviales und Gelöstes« zugleich, das gleichwohl nichts vom alten genscherisch lauernd Umtriebigen mehr hat. Nein, seit Genscher weiß, daß er nach dem schweren Tief von 1982/83 wieder der zweitbeliebteste Politiker des Landes ist, wirkt er wie neugefaßt, ja neugeboren. Und während H. Kohl 1985 bei seinem allzu demonstrativen Messebesuch nur peinlich wirkte und Dummzeug redete wie: »Wo sind denn bei Ihnen die Renner?« - derweil bewegt sich Genscher, verzichtend auf Ministerialdirigent wie Leibwächter, heute wie beseelt, wie angetörnt vom Prinzip Geist, ja wie ein wahrer Spiritus rector durch die hier abermals sich tummelnde und fluktuierende intellektuelle Welt. Will er derart die freidemokratische Kontinuität einer Verschwistertheit von Politik und Literatur restaurieren, die seit Theodor Heußens Tagen ja fraglos etwas brachgelegen hatte? Ich trage meine Vermutung dem hohen und schon wieder vorwärtseilenden Messegast vor; und ernte einen ernsten Blick: »Sehen Sie, als vormaliger Vorsitzender der großen liberalen Partei sehe ich unsere gemeinsame deutsche Kultur als Ausdruck«, Genscher versinkt für zwei Sekunden in Nachdenken, »unserer deutschen Identität. Wozu ich ohne Wenn und Aber auch die DDR rechne. Das verstehe ich unter der Verantwortung der Liberalen. Ich selber wurde in der Vergangenheit hin und wieder falsch eingeschätzt. Das hat Wunden hinterlassen, die oft schmerzlich nachwirken. Es ist aber an der Zeit, den Blick wieder mutig nach vorne zu werfen. Wir Liberalen sind, wie Sie wissen, wieder sehr im Kommen! «

Und leidenschaftlich schreitet Hans Dietrich Genscher wieder nach vorne aus, einen Pulk ratlos Staunender hinter sich lassend.

Von acht Prozent hatte ich kürzlich läuten hören und beobachte fasziniert, wie Genscher Isabel Allendes »Von Liebe und Schatten« in der einen, Erika Pluhars »Lieder aus 33 Jahren« in der anderen Hand gleichsam wägend gegeneinander aufwiegt. Und schon wieder vorwärtsstürmt, mit exakt jener »manchmal entwaffnenden Jungenhaftigkeit«, die ihm jüngst das ARD-Portrait nachrühmte. Welch eine Kluft auch hier zu Kohl!

Frappant genug, scheint Genscher sich weniger um die allerorten herumstehende Tschernobyl-, Südafrika- und vor allem Indien-Literatur zu scheren, obschon er auch die Neuerscheinung »Einmal Indien und zurück« kurz hochhebt, um mit dreifach gefalteter Stirn den Titel zu überprüfen. Und wohl streichelt Genschers Rechte hin und wieder auch einen prächtigen neuen Farbbildband wie »Pasta, Pizza und Polenta«, oder sie berührt, wie segnend, das »Große Asterix-Lexikon« - aber immer unwiderstehlicher steuert der Minister nach solchen Pflichtübungen dann wieder die großen Belletristikverlage an; jetzt Klett-Cotta, um dort Gottfried Benns 100. Geburtstag zu gedenken; noch im Schreiten zu meiner Verblüffung Verse Benns auswendig murmelnd: »Eingenistet in die Sommerstunde... das Gewürz von Wald... dienst du dem Gegenglück, dem Geist ... !«

Politik - Buch - Dichtung: Während Adenauer über Agatha Christie, Brandt über Böll und Grass, Schmidt über S. Lenz letztlich nie hinauskam; während Kohl ziemlich unglaubwürdig Hölderlin und gar Bloch für sich reklamiert; während Rau durch das Eingeständnis irritiert, Wiecherts »Einfaches Leben« sei sein Denkzentrum; derweil scheint es, so höre und sehe ich jetzt, beim heutigen Genscher ebenso klarumrissene Prioritäten wie überraschende und doch plausible Präferenzen zu geben. In schöner Ergänzung zum Wohnungsbauminister Schneider, der sich jüngst als Leser Botho Straußens einbekannte, ist Genscher, sagt er mir jetzt fast vertraulich, ein Freund des Hauses Suhrkamp, der Suhrkamp-Kultur und - man staune - »ein Handke-Leser der ersten Stunde zumal« (Genscher). Was wunder, daß der Minister nun mit der Entwaffnendheit eines

kleinen Jungen, ja eines kleinen Hallenser Rechtsanwalts, sich mächtig freut, als er endlich, überantwortet von Unseld persönlich, Handkes neues Epos »Die Wiederholung« in den zur Schale gewölbten Händen liegen sieht, froh wie ein Schneekönig die Mundwinkel zu den riesigen Ohren hin dehnend. »Ich hoffe«, so Genscher sofort und wiederum sehr ernst, »daß dieser neue Handke noch über sein voriges 'Gedicht an die Dauer' hinausreicht, ja hinausweist. Denn die Verletzungen und Einsamkeiten, die Handke stets fixiert, sind genau jene, die mir seit meiner sog. Krise im Gefolge der Regierungsumbildung 1982 und den sich daran knüpfenden Machenschaften vertraut sind. Heute«, sagt Genscher laut und faßt mich noch zwingender ins Auge, »hat sich die Partei konsolidiert. Die Signale stehen auf Grün. Der politische Liberalismus ist uns Freidemokraten mehr denn je politische Heimat! « Und fester noch drückt er einen Handke an die Brust.

Zaghaft klingt Beifall der Umstehenden auf, schwillt an. Und dies zu Recht. Ein Mann - eine Botschaft. Wie falsch doch gewesen war, was Thomas Schmid und Karlheinz Bohrer noch unlängst im »Freibeuter« bzw. »Merkur« über Genscher gefaselt hatten! Das »Nichts« sei er bzw. der fleischgewordene »Zombie« in »buchstäblicher Unmenschlichkeit«! Und auch ich hatte mich in einem Aufsatz hinreißen lassen, ihn als den ewigen & aktuellen Apparatschick zu brandmarken. Mag damals immerhin ein Körnchen Wahrheit an solcher Fehleinschätzung geklebt haben - nein, heute, drei Jahre nach der Wende, ist schwerlich mehr etwas vom »fiesen Möp« (KONKRET) zu spüren, nichts von der unholdigen Leiche auf Sprungfedern - nein, schon blättert Genscher jetzt hingerissen in seinem bei Klett-Cotta abgekriegten Exemplar des »Berittenen Bogenschützen«, des neuen Romans von Brigitte Kronauer - und schmerzlich bedauert er mir gegenüber nur, daß es in diesem »sonst vorzüglichen« (Reich-Ranicki) Buchmessenherbstjahrgang nichts Neues von Peter Härtling gebe, nachdem ihn, Genscher, Härtlings jüngster »Brief an meine Kinder« fast ebenso erschüttert habe wie in der Vorsaison Walsers »hochempfindlicher« (Genscher) Roman »Die Brandung«, der ihn persönlich auch an seine heute in der Öffentlichkeit schon fast vergessene seelische Krise von 1975 erinnert habe. Freilich, er, der ja die DDR-Dichtung immer sehr im Auge behalte, hoffe vor allem, daß auch Reiner Kunze nach den »Sensiblen Wegen« bald wieder etwas ähnlich Sensitives gelingen möge. Zu schweigen von Sarah Kirsch, die dem liberalen Gedanken Profile und Konturen verliehen habe, wie außer Handke allenfalls noch Joachim Schädlich, Heiner Müller und Theodor Heuß.

Menschen fluten, schwirren um 'Genscher herum - unerschüttert wie allenfalls noch sein Amtsvorgänger Scheel wechselt dieser zu Luchterhand hinüber. Nein, anders auch als der tumbe F.J. Strauß, der jüngst bedrückend gegen die Goethe-Institute gebellt und sich gleichwohl als Mann Goethes empfohlen hatte, sieht Genscher auch diesen peinlichen Kasus wahrhaft goethisch-konziliant: »Die Arbeit der Goetheinstitute ist getragen vom unverzichtbaren Geist der Liberalität im Zuge der Mitverantwortung an Deutschland sowohl als Ganzes als auch der demokratisch gewählten Parteien. Deshalb steht meine Partei voll dahinter!«

Unstreitig, dies ist ein neuer, ein gewandelter Genscher, der mich da, fünf Stirnfalten hochrundend, so sammetweich wie bolzengerade ins Auge faßt. Und unnachgiebig, seine Grundsatzpositionen ausbauend, fährt Genscher unverrückbar fort: »Und deshalb sage ich allen, die bei dieser Willensbildung zum Liberalismus hin dabei sind: Unsere Position und meine Position ist die der Freiheit des Geistes!«

Genschers hohes Abstraktionsvermögen läßt ihm doch gleichwohl immer Zeit und Raum zum tief Menschlichen. Der an uns vorbeihuschende Buchtitel »Wie Hannelore Kohl die Russen bezauberte« veranlaßt den Messegast zu sieben schelmisch hochgerissenen Stirnfalten und einem alleswissenden Halbschmunzeln der jungenhaftesten Art: »Ja, auch ich habe da meine Verzauberungen erlebt«, schnieft er mir flüsternd zu und formiert ein ulkiges Schnutchen, »der Kanzler war in Indien. Es war ganz verheerend ... « Genscher patscht mich auf die Schulter und tätschelt dann wohlig den jüngsten und 119. Roman von Gabriele Wohmann. Sodann äußert er starkes Interesse für die neueste deutsche New-Wave-Dichtung des Morshäuser, Goetz, Diederichsen. Die ersten Verleger packen für heute ihre Bücher wieder zusammen - Genscher aber steckt mir vertraulich, am meisten freue er sich momentan auf die Verfilmung von Ecos »Rose«. Er habe den faszinierend liberalen Roman dreimal gelesen, mehr noch als vom Romancier aber sei er vom Semiotiker Eco, vom Autor des »Offenen Kunstwerks« gebannt und gehe mit ihm »voll d'accord«.

Hatte Gremliza, recht, als er schon 1982 in Genscher eine »geschichtsphilosophische Größe« erahnte, ja den »Weltgeist« - während unsereins, von Blödheit geschlagen, nichts begriff? Oder ist's wirklich - der »neue Genscher«? Möllemann stößt kurz zu uns. Die Begegnung droht prekär zu werden, denn der Staatsminister schuldet mir von seiner »Twen«-Herausgeberzeit her noch etwas Geld; aber Genschers bester Mann teilt nur feixend mit, die neuesten demoskopischen Essentials tendierten nach der gestrigen Messe-Rede echtgeil nach 8,7 Prozent, hallo! - er boxt versehentlich mir statt Genscher in die Rippen; und ist schon wieder weg. Jetzt tritt das Biographen-Team Schwan/Filmer an uns ran, jenes, das zuletzt freischnauze hintereinander weg Kohl, Rau und Weizsäcker abgehakt hat und nun auch noch Genscher wegbiografieren will. Dieser gibt sein Plazet, vorausgesetzt, das Werk enthalte seine, Genschers, Auseinandersetzung mit Handke in der Tradition Karl Hermann Flachs vor dem Hintergrund des Habermas'schen Diskurses mit der Liberalismusdebatte Dahrendorfs.

Noch immer habe ich Mühe, mit Genscher Schritt zu halten. Der hohe Messegast freut sich, daß der leidige Streit Fischer/Haffmans um die Arno-Schmidt-Werkausgabe soweit ausgestanden scheint - er gratuliert dem Verleger Schröder zu seinem vorerst letzten Comeback - und immer wieder blättert er wie rasend in seinem neuen Handke. Der neue Genscher: Was treibt ihn so an, so vorwärts, so reißend ins Unbekannte, Ungeahnte hinein? Giert er wieder nach dem Parteivorsitz? Spätestens 1987 nach dem Buchhandels-Friedenspreis?

Dämmerung sinkt über die halbverlassene Halle 7, Genscher gebietet seinen Schritten Einhalt. Scheint meine lautlosen Fragen zu erraten. Mustert mich etwas sperrig, freilich auch verträumt, wirft sich die Chérie-Pralinés in den Mund - der rechte Fuß schabt leidenschaftlich den linken - dann aber, während sich die ewiggroßen Lauscher noch steiler hochstellen, bohren sich zwei Schweinchen-Schlau-Pupillen so intransigent wie schmachtend direttissima in mein Allerinnerstes:

»Mein Guter, ehe Sie haltlos vor sich hin spekulieren, kündige ich Ihnen hier die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, die Wahrheit über alles. Das Gewerbe, wie wir es hier sehen, ist, mit Walter Boehlich zu reden, verkommen und verlottert. Wie ich - wie meine Partei. Wenn aber Buchhändler und Börsenblätter heute schamlos von 'Garantiesellern' und 'Stapeltiteln' gauner, dann bin ich als liberale Partei dringlich aufgerufen, gleichfalls meinen demokratischen Beitrag zu leisten. Die obersten Artefakte von Triebsublimierung, die wir, junger Freund, vulgo Kunst und Dichtung nennen, haben ihre politische Heimat in jener Gruppierung, die wir mit gutem Grund heute die große liberale Bewegung Deutschlands heißen, ohne Wenn und Wennschon.« Durchatmend greift sich Genscher an die Stirn. Die Dämmerung wird dämmernder. »Mit anderen Worten und mit meinem Parteifreund Adorno zu reden: Wenn das Ganze hegelreziprokisch das Vergaunerte ist, wenn es kein richtiges Leben im falschen gibt, dann ist, mit meinem Vorgänger Heuß zu unken, Verantwortung für das Ganze Pflicht, okay? Simulation, so lehrt mein französischer Parteifreund Baudrillard, ist heute alles. Die Austauschbarkeit aller waren untereinander im Sinne referenzloser Unterscheidungslosigkeit ist die strukturelle Dimension unserer Sicherheitspolitik sowie der großen liberalen Partei als des perfekten Simulacrums. Allright? Und eben deshalb bildet die Ich-Verklammertheit der Prosa Handkes im Verbund mit der sensitivsten Lyrik Guntram Vespers und im Einvernehmen mit dem Grass'schen Kreuzzug nach Kalkutta die Vertrauensgrundlage dessen, wessen der Staat die Literatur mit der großen Partei wo nicht vindiziert, so doch sehr induziert!«

Genscher kratzt sich verkniffener an der Stirn, auf ihr erscheinen jetzt 17 sehr smart schmunzelnde Falten. Dann aber, indessen Minervas Eule definitiv zum Blindenhundflug ansetzt, färbt des Politikers Miene in etwas wie von Innen her Erleuchtetes über: »Man kann das Rad der Geschichte nicht zurückdrehen. Alles ist erlaubt. Ich aber bin die Hebamme der neuen Eintracht. Im Verein mit Ulla Hahn und Scheel. Denn, meine Damen und Herren: Ich bin unverzichtbar. Als längst abgetakelter FDP-Obermoppel, der gleichwohl wieder schwer im Kommen ist, stelle ich heute seine Scham noch Schirm doch knallhart fest: Daß heute Karl Kraus Suhrkamp-Autor bei meinem Parteifreund Unseld ist, das ist das Ergebnis beinhart liberaler Politik der Friedenssicherung und Friedenswahrung. Es geht, mit Franz Kafka zu quatschen, heute darum, das gefrorene Softeis in uns mit der Spitzhacke wieder schmackhaft zu machen - auch für Indien und den Indianer! Ohne Wenn und Abstriche! Bon. Denn wir haben diese Regierung gewollt und wir werden sie darum auch fortsetzen. Okayfine. Bzw. wie mein alter Parteifreund August Bebel schon um 1880 herum sagte: 'Ein heuchlerischeres Zeitalter als das unsere hat es nie gegeben'. Höchstens unseres, hehe. Hier setzt liberales Denken an. 8,7 Prozent, haha. Und wenn die Welt in Ohnmacht fällt. Na und? Dieses letzte Opfer im Sinne Peter Handkes«, leicht stöhnend krault Genscher sich am Sack und setzt sich dann wieder in Marschbewegung, »opfere ich meiner Partei, meinem Vorläufer Bangemann und der Postmoderne insgesamt. Ach, wissen Sie, mein Bester«, tröstend fährt mir Genscher lauschig übers Haar, »ich will es kurz machen: Ich habe in meinem Leben schon so viele Absteigen, Puffs und Autobahnraststätten aufgesucht - warum also nicht auch mal eine Buchmesse?«

Betreten nicke ich. Stimmt. Daß da nur nicht schon früher einer draufgekommen ist.

»Sehen Sie«, lacht Genscher goldig heiter, »sie Dummi, spät, aber doch haben es auch Sie noch gerafft. Und drum grüßen Sie mir«, jetzt relaxt seine Miene wieder vollends kugelig zum restlos Jungenhaften hin, »die liberalen Freunde in der Redaktion. Tschauschubidu auch ... !«

Konkret 10/86, S. 72

Hermann Peter Piwitt

Piwitts kleines Feuilleton
Deutschland ist eine Form von Heimweh nach Italien

Re-Education in der Provinz Die Geburt Großdeutschlands aus dem Geist des Judentums/Mutter auf Entdeckungsreise/ Utopie im Modellbau-Set/Zeitgeist Seefahrt

Dicke Bücher - noch dazu solche mit Handlung - sind gewöhnlich noch langweiliger als Kriminalromane. Das letzte dicke Buch - Gontscharows »Oblomow« - las ich vor 25 Jahren zu Ende und auch nur deshalb, weil nichts darin passiert. Es gibt Kollegen, deren Büchern man anmerkt, daß sie nicht jeden menschenmöglichen Tiefsinn darauf verwendet haben, Tiefsinn aus ihren Texten zu tilgen. Ist »Figaros Hochzeit« vielleicht tiefsinnig? Na also. Am schlimmsten sind jene metaphysischen Plaudertaschen, die bis zu 300 Seiten vollschreiben, so als gäbe es kein Waldsterben. Dostojewski, gut; aber da waren die Wälder noch dicht. Und das Land voller Frauenzimmer, die genug Zeit hatten, ihren eingesperrten Träumen zwischen drei Buchdeckeln Auslauf zu geben.

Wer die nötige Präzisions-Ekstase nicht zustande bringt, um auf einer Seite detaillierter und üppiger zu sein als, sagen wir, Thomas Mann in den »Joseph-Romanen« auf zehn, - tut mir leid, viel kann ich mit sowas nicht anfangen.

Treuherzig aus List

Klaus Stillers *Das heilige Jahr* hat 236 Seiten, und es sind - um die alte Mozart-Schote noch einmal, ein letztesmal zu strapazieren - gerade soviel Worte drin, wie reingehören. Es ist das Jahr 1947, und der US-amerikanische Re-Education-Offizier Mr. List kommt auch ins oberschwäbische Westheim, um politisch unbescholtene Bürger für Entnazifizierungs- und Demokratisierungsarbeit zu gewinnen. Aber da beißt er auf Granit.

Zwar, gebetet haben nicht wenige, daß Hitler endlich verschwinde. Aber über die Nachbarn zu Gericht sitzen, verbietet das Gebot christlicher Nächstenliebe. Sagen sie. Und überhaupt: warum sich unbeliebt machen wegen dieser fremden Eiferer; sie werden sich schon wieder abregen. Und weiß man denn, ob und wie man einander noch mal wieder braucht?

Stillers Persiflage auf das Milieu christlichen Widerstands in Westheim - das natürlich für Westdeutschland steht - ist Episode im Bilderbogen einer Provinz-Kindheit der Nachkriegszeit, in die Politik ständig eingemischt ist: fremd, bedrohlich und grotesk gerade da, wo es am traulichsten zugeht. Ein Onkel Otto kehrt aus dem Internierungslager zurück und versucht sich unter dem Namen 'Adriano Adriani' als Operettensänger. Wie kraft Magie sind am Tag der Währungsreform die Läden voll. Die Schrecken und Verstrickungen von Beichte, Todsünde und Kommunion. Und, natürlich, nachdem sie 'Es ist Mitternacht, Dr. Schweitzer' gesehen haben, wollen sie alle Missionsarzt werden, die Jungs. Daß Mr. List bereits mit dem »Schlächter von Lyon« krumme Geschäfte mache, darin sind ehemalige Nazis und christlicher Widerstand sich einig. Und die Mutter sagt: »Seien wir froh, daß nunmehr auch die Amerikaner weiteres Unrecht tun und neue Schuld auf sich laden. So wird unser deutsches Volk ein klein wenig entlastet. «

Manches ist nicht mehr als was ein, Kind vom Land halt so erlebt: Ein Hahn wird geköpft und fliegt davon. Anderes - ein mit militärstrategischer Akribie vorgetragener und geschilderter Indianerangriff auf die 'Bahnhöfler' zum Beispiel ist nur mit Gänsehaut durchzustehen.

»Das heilige Jahr«. Ein Buch über die Deutschen. Zum Lachen. Und zum Sich-Grausen. Ein Buch, treuherzig aus List und von immensem politischen Durchblick, das den Schein wahrt, damit uns ein Licht aufgeht.

Hitler: der erste Popstar.

Den Franzosen, fürchte ich, fällt das Denken zu leicht. (Und dem entsprechend das Schreiben). Das kommt davon, daß sie bloß Logiker sind. Mit der Logik läßt sich alles beweisen. Auch, daß die Vernunft unser aller Unglück ist. Mit Dialektik natürlich auch. Jedenfalls dort, wo ihre erste und beste Qualität veruntreut wird, nämlich subversives, der Logik quertreibendes Denken zu sein. Mag die Dialektik in altsozialistischen Staaten zur Staatsräson verkommen; hierzulande bleibt niemand rebellisch der nicht auch dialektisch denken gelernt hat.

Ein Dialektiker ist der Slawist und Übersetzer Alexander Kaempfe in Grenzen. Und ein dialektischer Materialist gewiß nicht. In seinem Buch *Deutschland I. Von einem der auszog das Deutschsein zu lernen* denkt er über die Beziehungen zwischen Russen, Deutschen und Juden nach, über die historischen wie über die der eigenen Biographie. Es beginnt mit einem großartigen Bild: Stalin im Kreml einsam in stummer Zwiesprache mit der halbverbrannten Leiche Hitlers; denn davon geht Kaempfe aus: daß der Sowjetführer die Leiche seines Todfeinds nach Moskau hat bringen lassen.

Ein seltsames Buch. 'Strano' würde ein Italiener es nennen. Denn kontemplativ Vergrübeltes, Längstbekanntes, vorgetragen mit der Entdeckergebärde des Autodidakten, Altfränkisches (»Volksseele« »Seelenkraft der Völker«) steht neben

Tollkühnem und Verblüffendem wie der These von Hitler als dem ersten Popstar,- wenn denn für den Faschismus wie für den Popstar gilt, daß sie, von Konzernen gepuscht, den Massen zu ihrem Ausdruck verhelfen statt zu ihrem Recht.

'Strano', wie gesagt. Und doch bleibt man dran. Und wird belohnt. Denn spätestens zur Hälfte des Buches frischen Stil und Gedankenarbeit auf, als hätte sich der Autor frisch verliebt. Schwindelerregendes auf den ersten Blick zwar noch immer, worauf sich der Leser einzulassen hat (»Die Geburt Großdeutschlands aus dem Geist des Judentums«); aber warum nicht einfach einmal denken die These vom »Judentum« als der - nach dem Adel - zweiten deutschen Elite, reinrassig aus der Langzeitretorte des Ghettos - und dem elitären Lumpengezücht aus der Schnellretorte, der SS? Kundig aus eigener Anschauung erörtert Kaempfe die dubiose Rolle der Deutschen im Baltikum. Bestechend die vergleichenden Essays zu Stauffenberg und dem Bismarck-Attentäter Cohn-Blind, zu Hitler und dem von ihm »auf ruchlose deutsche Art« verratenen Stalin. Und wer schon hat sich einmal klargemacht, daß Hitler, der vermeintliche Fan alles Altdeutschen, in den ostjüdischen Aschkenasi die »letzten Menschen des deutschen Mittelalters« ausrottete?

Kaempfe - ein Denker-Dichter. Mir persönlich sind jene Passagen die liebsten, wo er von seiner Jugend in Rußland und im Berlin der 40er Jahre erzählt. Mehr davon vielleicht im angekündigten 2. Band?

Gekränkte 'Schwestern’.

Merkwürdig dieses Land: in den USA, in Frankreich findet kein Mensch was dabei, wenn ein und derselbe Autor mal einen Roman, mal ein Sachbuch und dann wieder Gedichte schreibt. In der BRD hat ein Essayist zu denken, ein Dichter an Abgründen zu gründeln. Und jeder hübsch in seiner Schublade zu bleiben. Wenn aber eine Frau, die bisher als Autorin feministischer Sachbücher abrufbar war, sich den Traum aller erfüllt und einen literarischen Roman schreibt, schweigen die Schwestern gekränkt. *Purpurrote Schattenspiele:* Ich mag dieses Buch von Norgard Kohlhagen mit dem scheußlichen Titel, weil es luftig und intelligent , rhapsodisch und genau drei Le ben ineinander verschränkt: Mädchenjahre in der Provinz der 50er Jahre, diesem - Halbstarke, Exis und Elvis inclusive - mit Abstand dumpfsten Jahrzehnts des se-culo. Dienstjahre bei einer Frauenzeitschrift (»Sie tragen nicht zu einem positiven Mutterbild bei«). Und das kleine Leben Sohnemanns, mit dem die Mutter auf Entdeckungsreise geht, in die eigene Kindheit und zu sich selbst. Hier raunt nicht die Vulva metaphernselig, noch hat das Buch zu tun mit jenem 'Hilke-räusperte-sich-spitzzüngig'-Verständigungs-Realismus, der in den gängigen Frauen-Reihen als quasi weiblicher Naturton kursiert. Aber viel von (geschlechter) politischer Her- und Zurichtung ist die Rede; davon wie frau, subjektiv unschuldig, daran beteiligt wird als Täter wie als Opfer; und wie es sich damit brechen läßt.

Auf Walter Benjamins Königsweg.

Im ersten Stück von Brigitte Wormbs neuem Essayband *Raumfolgen* baut ein kleiner Angestellter abends, nach Feierabend, in seiner Hobbywerkstatt aus Modellbau-Sets (»faszinierend wie die Wirklichkeit selbst«) nicht nur die genormte Welt seines Alltags - Einfamilienhäuser, Supermärkte, Tankstellen, Parkplätze - nach, sondern auch, auf dem »Toporama-Landschaftsteppich«, seine Urlaubslandschaften, sowie Manövergelände, »betriebsgerecht verschmutzt«. Utopie, haargenau nach dem Vorbild der 'Würglichkeit'.

Seit ihrem Band »Ortsveränderungen« notiert die studierte Landschaftsökologin unsere Verluste und die Verfassung der zweiten Natur, die wir uns zugerichtet haben. »Selten wählt sie die erste beste Formulierung, meist die zweite bessere: Wo Natur nur noch kulturell zurückgewonnen werden kann, da läßt sich offenbar auch der Naturton von Sprache nur noch kulturell wiedererarbeiten«, habe ich damals, 1981, geschrieben. Nichts hinzuzufügen dem. Benjamin, hätte er eine Krone hinterlassen, sie gebührte Brigitte Wormbs.

Fischkutter H.F. 13

Ganz Hamburg feierte im vergangen August den 750. Geburtstag der einstigen Fischerinsel Finkenwerder, einem Nest wie ein Dutzend andere in den Hamburger Elbmarschen, berühmt einzig und allein durch die Mystifikation eines kleinen Kontoristen, der sich den Namen 'Gorch Fock' zulegte und selbst nie auf einem Fischkutter gefahren war. Umso spektakulärer kurrte er mit »Seefahrt ist not« (1913) im Wind des Zeitgeistes zum Entzücken der 'Tempo' und 'Wiener' von damals. Nicht wegen der mörderischen Konkurrenz der Fischdampfer fahren bei Fock die Fischer mit ihren hochseeuntauglichen Ewern weg von den überfischten küstennahen Fanggebieten unter enormen Menschenverlusten immer weiter hinaus, sondern aus Lust an Stürmen, Sterben, Auferstehn. Einem in seinem Weltmachtgestus gedemütigten deutschen Kleinbürgertum schmeichelte das, mindestens bis 1945. Und die Botschaft lebt weiter, als konsumfreundlich folkloristisches Accessoir, bis heute.

Auf der Strecke blieb darüber ein anderer Roman, der von Finkenwerder und der Fischerei erzählt. 66 Jahre dauerte es, bis, jetzt, Albert Hotopps *Fischkutter H.F.13* wieder aufgelegt wurde. Hotopp, selbst als Matrose und Heizer auf verschiedenen Schiffen gefahren, nennt beim Namen alles, was Fock verschweigt. Beschönigt wird nicht die Knochenarbeit auf den

Kuttern. Held ist nicht wie bei Fock ein John Wayne in Seestiefeln sondern eine Frau, die sich durchbeißt. Sparsam sein Umgang mit dem Plattdeutschen, das bei Fock immer nur dafür herhalten muß, die 'Echtheit' der Figuren zu verbürgen. Und Hypotheken und Kredite gehören allemal dazu, für ihn, zum Stoff aus dem die (schlechten) Träume sind. Was Wunder, daß Hotopp den Stoff, aus dem - damals wie heute - die Bestseller sind, verfehlt, jene ausgebeinte Sinnlichkeit, immer 'echt' und 'natürlich' - und abstrakt, total abstrahiert von den Geschäftstätigkeiten hinter den betörend-pathetischen verlogenen Zeichen-Welten?

Klaus Stiller: Das Heilige Jahr. Hanser Verlag 240 Seiten, DM 34.-

Alexander Kaempfe: Deutschland I. Von einem der auszog das Deutschsein zu lernen. Neuer Malik Verlag, 240 Seiten, DM 29.80

Norgard Kohlhagen: Purpurrote Schattenspiele. Roman, Edition Paestum

Brigitte Wormbs: Raumfolgen. Essay. Luchterhand Verlag, DM 12.80

Albert Hotopp: Fischkutter H.F.13. Roman. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Ulf-Thomas Lesle und Ulrike Jarnach, Christians Verlag, 256 Seiten, DM 24,80

Konkret 10/86, S. 74

Wendy Chapkis

Frauenkörper

Trotz Feminismus gilt immer noch die Männerregel: Eine Frau ist ihr Körper. Und den hat sie unter Kontrolle zu halten. Die Maßstäbe dafür sind weltweit dieselben. Wendy Chapkis über die Politik mit der Schönheit.

Mami, warum hast du einen Schnurrbart?« fragt das Kind in der Reklame für ein Haarentfernungsmittel. »Weil manchmal sogar die Natur Fehler macht... Unerwünschte Gesichtsbehaarung kann peinlich sein... Machen Sie Schluß mit den peinlichen Fragen. Sie werden sich wohler fühlen.«

Die schnurrbärtige Frau - wie alle Frauen, denen es nicht gelingt, sich anzupassen - ist nicht nur *anders,* sie ist ein *Makel,* und zwar sowohl durch ihr Versagen, ein normales männliches Wesen zu sein, als auch durch ihre Unfähigkeit, sich als normales weibliches Wesen zu zeigen. Obgleich dies eine an sich unpersönliche Beurteilung ist, wird sie selten so verstanden. Jeder Frau wird ein tiefes Schamgefühl für ihr »persönliches Versagen« eingeimpft. Sie glaubt sich allein in der Menge, die zur Kosmetikerin, zum plastischen Chirurgen strömt. Eine Firma, die Haarentfernungsmittel herstellt, weist ihre Händler darauf hin, wie lukrativ dieser Glaube sein kann:

»Haarentfernung ist zweifellos eines der schnellstwachsenden Spezialgebiete auf dem Schönheitssektor. Schätzungsweise 85 % bis 90 % aller Frauen haben unerwünschte Körper- oder Gesichtsbehaarung. Viele lassen nichts unversucht, um dieses oft peinliche Schönheitsproblem zu lösen.«

Wir sind wie Fremdlinge, die sich bemühen, sich einer feindlichen Kultur anzupassen, doch unsere Körper drohen ständig unseren Unterschied zu verraten. Jede von uns, die mittels akzeptabler Feminität ihre Rechte wahrzunehmen sucht, teilt ein Geheimnis mit allen, die bestehen wollen: Mein unverhülltes Ich ist nicht akzeptabel, ich bin nicht, was ich scheine. Um erfolgreich zu bestehen, muß man in die Schutzhülle der Konformität schlüpfen. Versagen heißt, sich der Verletzlichkeit der Außenseiterin auszusetzen.

Obwohl jede Frau weiß, daß ihre ausgeklügelte Verwandlung von weiblich in feminin künstlich ist, hegt sie die heimliche Oberzeugung, daß sie mühelos vonstatten gehen müßte. Eine »richtige Frau« wäre nur maskiert natürlich-feminin. Für die Uneingeweihten - Männer - muß das Erscheinungsbild sein Geheimnis bewahren, deshalb müssen die Verwandlungswerkzeuge ebenso sorgsam versteckt werden wie die »Makel«, zu deren Behebung sie dienen.

Man betrachte den Unterschied zwischen der öffentlichen Zurschaustellung von Rasierapparat und Rasierseife für Männer und der sorgsam im Kosmetikkoffer der Frau versteckten Pinzetten und Haarentfernungsmittel. Die Werbung macht einen beinahe heroischen Akt daraus, wenn ER dicke Stoppeln abrasiert, während sie lustvoll bewundernd zusieht. Man stelle sich eine ähnliche Verherrlichung einer Frau vor, die ihre Augenbrauen zupft, ihre Achselhöhlen rasiert oder ihre Oberlippe wachst.

Auch öffentliche feminine Tätigkeiten, wie das Auftragen von Makeup, künden untergründig von weiblicher Unzulänglichkeit. Ein Problem ist zu korrigieren, eine gründliche Verbesserung zu erzielen.

Wir Frauen bekommen schon früh im Leben das Gefühl, daß wir nicht ganz richtig sind. In der Kindheit leistet die Feststellung, daß eine Frau anders und minderwertig ist, die Vorarbeit für alle Arten von Ungleichheit. Aber das erste, bleibende Merkmal ist das Äußere. Sobald eine Frau ihren körperlichen »Unterschied« als Beweis für persönliches Versagen akzeptiert, teilt sie den Glauben der Gesellschaft, es sei nur recht und billig, ihr feindselig zu begegnen. Diese erlebte Unzulänglichkeit verbietet es der Frau zu sagen oder zu glauben: »Ich bin schön«.

Vor zehn, fünfzehn Jahren durften wir uns nicht für attraktiv und sexy halten. Und daran hat sich offenbar nichts geändert. Ein gutes Jahrzehnt nach der Verabschiedung von Resolutionen gegen die sexuelle Objektivierung des weiblichen Körpers und für die Aufhebung künstlicher Geschlechtsunterschiede, wenden wir uns wiederum mit Zweifeln und Verwirrung einander zu.

Wir wissen, wir versagen als Frauen, »hinreichend feminin« zu sein (absichtlich, wie wir uns gegenseitig versichern), und wir fürchten, als Feministinnen zu versagen, weil wir uns immer noch Gedanken machen, ob wir »attraktiv« sind (ungeachtet, für wen). Was noch beunruhigender ist: wir hegen die Vermutung, eine geschlechtslose Schwesterlichkeit, mag sie auch heilen, Familienverhältnissen förderlich sein, ist nicht gerade der Stoff aus dem erotische Fantasien gemacht sind.

Unsere Freude am Kampf gegen den Sexismus ist großenteils in grimmige Entschlossenheit umgeschlagen. Vielleicht ist es das unvermeidliche Resultat der zehn Jahre, in denen wir uns selbst schneller veränderten als die Welt um uns. In der Anfangszeit der Bewegung verhieß der Aufruf zum Widerstand gegen klischeehafte geschlechtsspezifische Vorstellungen vom äußeren Erscheinungsbild Aufstieg: Wir wollten unser eigenes Frauenbild schaffen, das nicht am femininen Ideal gemessen wurde. Diese Tage der begeisterten Verweigerung wirkten lange nach. Die Normen, nach denen wir beurteilt

werden und uns kritisch selbst beurteilen, bleiben dieselben.

Der Feminismus hat die Art, wie die Frauen sich und die Welt betrachten, verändert; dennoch hat es oft den Anschein, die Welt habe den Feminismus in eine neue Art Lipgloss verwandelt. Die gewagte Behauptung früher Feministinnen, eine Frau sei schön, wie die Natur sie geschaffen habe, wurde kommerziell umgeschrieben und als »Naturlook« proklamiert. Die schreckliche Ironie dabei ist freilich, daß nur eine Handvoll Frauen von Natur aus den »Naturlook« hat. Die meisten von uns haben Makel, die übertüncht werden müssen, wenn wir den Schönheitsmodellen gleichen wollen, die den Maßstab setzen - eine Tatsache, mit der die Kosmetikindustrie rechnet.

Ohne Frage war es befreiend, Hüften vom einzwängenden Mieder, Brüste vom hochdrückenden BH, Gesichter von der Maske dick aufgetragenen Makeups zu erlösen. Aber das heutige Schönheitsideal bleibt die schmalhüftige, hochbrüstige Frau mit makelloser Haut. Während die Norm kaum mehr Flexibilität und Abweichungen erlaubt als früher, wird nun von den Frauen erwartet, daß sie dieser Norm ohne erkennbare künstliche Hilfsmittel entsprechen.

Diese Betonung der natürlichen Schönheit hat zwei neue Kategorien von »attraktiven« Frauen hervorgebracht: die Kindfrau, wie sie durch die amerikanische Filmschauspielerin Brooke Shields beliebt geworden ist, und die körperlich durchtrainierte Midlife-Schönheit über vierzig (Jane Fonda, Raquel Welch und andere). Diese Frauen, wiewohl eine Generation auseinander, verkörpern ein Fantasiebild von ungekünstelter (ohne Hilfsmittel auskommender) und unveränderlicher (ewig junger) Schönheit.

Die Schönheit über vierzig hat mit der Kindfrau die Verheißung ewiger Jugend gemein. Um schön zu sein, scheinen sie zu sagen, muß man ewig wie zwanzig aussehen, ob man biologisch nun zwölf oder fünfundvierzig ist. Seit Korsetts und dick aufgetragenes Makeup (die die Illusion von Jugend vermittelten) aus der Mode sind, müssen ältere Frauen ihren Körper im Streben nach Schönheit buchstäblich neu gestalten. Wissenschaftliche Hautpflege, kosmetische Chirurgie und Fitnessprogramme verheißen, die sichtbaren Lebensveränderungen auf ein Minimum zu reduzieren.

Obwohl die Generation des »Babybooms« in die Jahre kommt, verharrt die Schönheit in der Pubertätsphase. Obwohl man immer mehr ältere Frauen sieht, ist ewige Jugend ihre auffallendste Eigenschaft.

Wie die Kolumnistin Ellen Goodman schreibt, stellen diese Frauen nicht so sehr unseren Schönheitsbegriff in Frage, vielmehr »heben sie die Schwelle zum Selbsthaß rascher an als die Altersspanne.. diejenigen unter uns, die daran scheiterten, mit siebzehn wie Brooke Shields auszusehen, können nun scheitern, mit dreiunddreißig wie Victoria Principal, mit einundvierzig wie Linda Evans und mit fünfzig wie Sophia Loren auszusehen. Als Gloria Steinern fünfzig wurde, brachte sie ihren bekannten Ausspruch, den sie mit vierzig tat, auf den neuesten Stand und sagt: 'So sieht man mit fünfzig aus.' Gestatten Sie mir, mit der gebührenden Entschuldigung vor dem Kult der Midlife-Schönheit, zwei Worte: 'Nicht unbedingt□«.

Die Midlife-Schönheiten werden höchstwahrscheinlich zustimmen. Es erfordert offenbar harte Arbeit und vielfältige Anstrengungen, Schönheit über vierzig zu erhalten. So manche Frau in diesem Alter verdient ein Vermögen mit Büchern, die sich mit diesem Thema befassen. Der Erfolg von Jane Fondas Fitnessbuch sowie den Schönheits- und Trainingsbüchern von Linda Evans und Raquel Welch beruht auf dem Versprechen, daß sie uns in Form bringen können - ihre Form. Daß die Schönheiten über vierzig solchen Nachdruck auf Körperertüchtigung legen, läßt vermuten, der sich selbst überlassene ältere Körper sei träge, undiszipliniert und unkontrolliert.

Daß frau es selbst in der Hand hat, sich der Welt mit der gewünschten Statur zu zeigen, kann erhebend sein - wenngleich es etwas kläglich scheint, die Figur zu wählen, die gerade Mode ist. Vielleicht komme es mehr auf das atemberaubende Erlebnis an, jenseits bisheriger Grenzen vorzustoßen. Dies kann zu Selbstvertrauen führen, das eine Frau befähigt, dasselbe auf sozialem oder politischem Gebiet zu tun. Es kann, muß aber nicht unbedingt so funktionieren.

Fitnesstraining ist schließlich ein äußerst persönlicher Vorgang. *Sie* sind Ihr einziges Hindernis an der Kraftmaschine, niemand anders kann Ihnen helfen, die Gewichte zu heben. Aber Körpertraining eignet sich weniger zur Erlangung von Macht am Arbeitsplatz, zu Hause oder in einer Gemeinde, wo vereinte Anstrengungen erforderlich sind. Metaphorisch aber spricht Fitness eine Welt in der Rezession an: Beiß die Zähne zusammen und verausgabe dich, bis du nicht mehr kannst.

Tatsächlich kann es durchaus das Klima der Rezession sein, das die Idee, sich »in Form zu bringen« so attraktiv macht: Körperkontrolle als Ausgleich für mangelnde Lebenskontrolle, ein Körper, der Macht ausdrückt als Ersatz für wirkliche Autorität. Wenn das so ist, dann verkörpert Fitness nicht so sehr eine Revolution der weiblichen Schönheitsnormen als vielmehr die neueste Schönheitsmode, welche erhöhte Erwartungen und eine ebenso hohe Unsicherheit bei Frauen widerspiegelt und das uralte Versprechen wiederholt, Schönheit sei für beides die Lösung. Fitness verspricht nicht nur eine bessere Ausgangsposition für den Sieg im Wettkampf, sondern bietet auch die Möglichkeit, das Rennen nach Punkten zu gewinnen. Ein durchtrainierter weiblicher Körper zieht das Wohlwollen der Kampfrichter auf sich. Die englische Ausgabe von *Vogue* versichert ihren Leserinnen:

»Fitnesstraining mag unisex sein, aber nicht ungeschlechtlich. Während die 60er Jahre lehrten, Sex sei gesund, behaupten die 80er Jahre, Gesundheit ist sexy,... Muriel Hemingway, die an der Startlinie kauert und ihre Nikes berührt, ist genauso feminin wie Jean Harlow, die sich im Boudoir backt, um ihre Zehennägel zu lackieren ... «

Muriel Hemingway selbst war offenbar nicht dieser Meinung. Auf ihr Leinwandbild einer muskulösen Sportlerin reagierte sie im wirklichen Leben mit einer Operation zur Vergrößerung der Brust, weil sie sich in ihrem alten Körper nie richtig weiblich gefühlt habe.

Wer bestreitet, daß der große Reiz, den Fitness auf die Frauen ausübt, in der Verheißung zeitloser Schönheit und nicht etwa Kraft oder Gesundheit liegt, sollte sich vergegenwärtigen, daß die muskulösen Vorbilder Filmstars und nicht Sportlerinnen sind. Die amerikanische Ausgabe von Vogue stellte in einem Artikel über Fitness fest: »Wenn wir heute an einen schönen Körper denken, fällt uns nicht Marilyn Monroe ein, sondern Jane Fonda oder Jessica Lange .. « Aber denken wir dabei etwa an Billy Jean King, die mit fünfzehn von einem Tennistrainer zu hören bekam, sie würde gut sein, nicht aufgrund ihres Könnens, sondern weil sie häßlich sei? Oder an Jarmila Kratochilowa, die siegreiche Läuferin aus der Tschechoslowakei, die in der westlichen Presse ständigem Spott ausgesetzt war, weil sie nicht feminin aussah: »Ihre Leistungen bei der Weltmeisterschaft... wurden, schon während darüber berichtet wurde, geschmälert... oh Schreck, ihre Brust ist flach und muskulös ... Sie ist überhaupt nicht hübsch, und - du liebe Güte - ihre Beine sind muskulös und behaart.«

Mögen die Einzelheiten des Schönheitsbildes auch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wechseln - Kurven oder nicht, zarte oder gesunde Haut, zerbrechliche oder trainierte Figur - die Grundprinzipien bleiben dieselben. Körperschönheit liegt in der Verantwortung der Frau, auf ihr beruht ihre Macht. Sie wird danach bewertet und belohnt, wie nahe sie der Verkörperung des Ideals kommt. Wie auch immer die gegenwärtigen Grenzen der Schönheit beschaffen sein mögen, sie sind stets genau umrissen und äußerst eng gesteckt, und es ist die Aufgabe der Frau, ihnen zu entsprechen, solange es menschenmöglich ist. Während Schönheit an sich eine »zeitlose« Eigenschaft ist, ist die schöne Frau eng an die Zeit gefesselt. Weibliche Schönheit ist ein Zustand, den frau erwirbt *und verliert.*

Diese beständigen Schönheitsmerkmale sind tief in der westlichen Kultur verwurzelt. In der platonischen Tradition versteht sich das Schöne als einzigartige, einheitliche, unveränderliche, ewige Form jenseits des Physischen. Das Schöne, sagt Plato, ist etwas, »das erstens immer ist, weder entsteht noch vergeht, weder wächst noch schwindet, das weiter nicht in der einen Hinsicht schön, in der anderen aber häßlich ist, nicht heute schön und morgen nicht, nicht mit dem einen verglichen schön, mit dem anderen häßlich, nicht da schön, dort häßlich.« Das Schöne ist somit gelöst von der sich ständig verändernden Welt der Lebenden; denn während das platonische Schöne beständig und einheitlich ist, sind Körper weder das eine noch das andere.

Das Verhältnis zwischen Schönheit und Körper ist somit überaus problematisch, insbesondere für Frauen, für deren Identität beides gleich wichtig ist. Als schön zu gelten, kann die Chancen einer Frau erhöhen und ihr zu Macht, Achtung und Aufmerksamkeit verhelfen. Als sie dies erkannten, haben die Frauen folgerichtig große Anstrengungen unternommen, ihr Aussehen zu prüfen und zu verbessern. Plato, und nicht er allein, verachtet diese typisch weiblich Haltung; dumm wie sie seien, scheine den Frauen nie klarzuwerden, daß der weibliche Körper niemals das Schöne an sich sein kann. Das Schöne, sagt Plato, kann nicht »erscheinen als ein Antlitz oder Hände oder sonst irgend etwas, woran der Körper teilhat.«

Es spielt keine Rolle, daß es stets Männer waren, die Schönheitswettbewerbe organisierten. Sie dienten als Moderatoren, Richter und Preisverleiher**.** Es spielt auch keine Rolle, daß sie es waren, die behaupteten, weibliche Schönheit sei in erster Linie eine Frage des Körpers. Dennoch ist es nichts weiter als eine vorübergehende Verirrung, wenn Männer wie Frauen einen ansprechenden Körper mit Schönheit verwechseln. Sobald die schöne Frau Anzeichen von Alter, Sterblichkeit und Veränderung zu zeigen beginnt, ist die Unterscheidung zwischen Körper und Schönheit wiederhergestellt.

Leben bedeutet, einen unvermeidlichen und unkontrollierbaren Prozeß physischer Veränderung durchzumachen. Der Körper wächst, altert und stirbt ungeachtet menschlichen Willens und Eingreifens. In unserem Kulturkreis, der nicht imstande ist, den Tod zu akzeptieren, nimmt es nicht Wunder, daß die Schönheit abseits von den Veränderungen des Lebens wahrgenommen wird.

***

Ich stehe am Waschbecken und sehe mir uninteressiert bei der Vorbereitung für das dreimal tägliche Ritual des Zähneputzens zu. Unmittelbar bevor die Zahnbürste meinen Mund erreicht, halte ich ein und starre auf meinen Arm. Lose Hautfalten sind in der Beuge meines rechten Ellbogens eingebettet. Ich bringe ein kurzes Laches zustande und fahre resolut mit meiner Beschäftigung fort. Aber dieses neue Anzeichen des Alters macht mir Angst. Kann das mein Körper sein, der da schlaff zu werden beginnt? Ich glaube offenbar noch nicht an meine Sterblichkeit. Diese Erkenntnis ist so beunruhigend wie die Hautfalten - ich weiß, alle meine forschen Aussagen über Schönheit klingen hohl, solange ich nicht akzeptieren kann, daß dieser Körper alt wird, solange ich mich nicht in den älteren Körpern rings um mich erkennen kann. Die Älteren

als eine unterdrückte Minderheit zu sehen, ist ein feiger Trick: Wir sind alle die Alten, einigen von uns sieht man es nur noch nicht an.

Konkret 10/86, S. 78

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

LIEBER DOKTOR ECKART V. HOOVEN

Ich darf Dich Ecki nennen? Fein, danke. Paß auf. Die Geschichte ist wahr, ich schwörs beim Augenlicht. Es war in Westberlin, an einem Hl. Abend anfangs der sechziger. Mein Freund Rainer Drucker (»Baron«) und ich soffen und filosofierten mit einem Fähnlein einsamer Singles im sel. »Weißen Mohr« (Joachimsthaler/Augsburger), wo jetzt ein Konsumkonzern ragt. Da fragte ein Weizenkornbekiffter: »Wer bezahlt eigentlich die Wirtschaft?« Also er meinte nicht die Gastwirtschaft, sondern die Sache mit den Fabriken und Banken und Versicherungen und so. Tja, da gingen die Maulaffen durch den Raum, denn keine Sau wußte, wer denn nun die Wirtschaft bezahlt, außer, daß es der egoistische Arbeitsmann nicht ist, denn der schaut auf seinen Vorteil, statt daß er der Wirtschaft was zusteckt. Warum ich dir diese schöne Geschichte erzähle? Nun, weil du dem »Bild-am-Sonntag«-Reporter Menso Heyl zwar nicht gesagt hat, w-e-r die Wirtschaft, dafür aber w-a-s die Wirtschaft finanziert.

(Zitathose runter):

Du wirst nicht erwarten, daß ich diesen monalisaschönen Lapsus episch auseindernehm. Nur dies: Ecki, das war womöglich eine Wende zuviel und du mußt dich drauf gefaßt machen, daß sie dich in Hamburg, wo du Wirtschaftssenator werden willst, fragen: Herr Doktor van Hooven, was passiert, wenn die Wirtschaft knapp bei Kasse ist, und (ganz abgesehen vom Brot) die Spiele nicht mehr finanzieren kann? Muß dann zum Beispiel an der Gewaltenteilung gespart werden, also ein bißchen weniger Instanzen und dafür ein bißchen mehr Freisler?

FRIEDENSFREUNDE: WARNUNG VOR DOKTOR FRANZ ALT!

Sperrt eure Frauen und Töchter in den Kohlenkeller, nagelt das Geld an. Der (toupetverdächtige) Brillenträger ist Trickbetrüger. Er gibt sich als Pazifist und Christ aus, obwohl er weder noch ist. Denn erstens stahl er (in seinem Vorleben) Jupp an der Latte, kaum daß der kalt war, dessen Schamschurz, um damit vor Kaiser Tiberius seine eitlen Zauberkunststückchen aufzuführen, und zwotens führt er Krieg gegen den Verstand und die gute Laune, brutaler wie Nero und Cortez zusammen. Dieser bigotte Zeck im Pelz der friedfertigen deutschen Menschenkette will euch und euern unmündigen Angehörigen seinen Schmu (»Liebe ist möglich«) und seinen Schmä (»Frieden ist möglich«) andrehen. Er ist aber nichts weiter wie ein übler Drücker, dem lieber vorhin als jetzt die Tür gewiesen werden will. Denn er erzählt aus den klassischen zwei Motiven, die diese Brüder immer haben, nämlich Popularitätssucht und Geldgier, in einem Bilderblatt, das jede anständige deutsche Beißzange flieht wie die Fliege die Klatsche (Dr. Hubert Burdas »Bunte«, ekelhaft!) die steinalte römischkatholische Räuberpistole

Jeden Tag einmal Hiroshima durch Abtreibung

Und dann spricht er auch immer von »Mutter« Teresa, die, wie doch nun wirklich jeder Fernseher weiß, keine ist, sondern nur eine alleinstehende, kinderlose Dame. Nein, Friedensfreunde, diesem da kein Ohr und keine Mark, denn er hat weder vom Gottesdienst Vögeln noch von den Mysterien von »Verteidigungs«-Etats den Schimmer. Er ist der schlimme weiße Clown im Zellteilungszählzirkus. Und da soll er sein Zeug mal den Sägespänen aufsagen. (Jetzt hab ich mich doch erregt, obwohl mir der Piwitt unlängst in der Redaktion bei Kaffee und übersüßtem Stangenkuchen sagte: Mach das nicht, T., der Mann ist doch out)

IN MEMORIAM: MUCKI P.

Hallo, Sie, Killer vom Kiez

Hier spricht die F.D.P.

Bitte kommen Sie mit in den Hosentaschen ruhenden Händen heraus

Bitte, Waffe weg, tun Sie uns nicht weh!

Wir haben ein ehrliches Angebot an Sie

Nein! Nicht schießen!! Bitte nicht!!!

Wir sinds doch, wir von der F.D.P.

auf die F.D.P. schießt man doch nicht!

Die F.D.P. ist doch die kleine feine Partei
Für die mittleren Großen
Für Rechtsanwalt und Dentist
Oder sehen Sie hier ausgebeulte Hosen?

Schaun Sie, wir sind Geschäftsleute wie Sie'
Wir gehen beide in gutem Tuch
Aber leben und leben lassen
Heißt doch der Spruch

Und nicht Auge um Auge
Und Kaliber neun für Kaliber neun
Das kann doch nicht das Gelbe
vom Mittelstandsei sein

Dies Zertrümmern des Nasenbeins
Dies Quetschen der Hoden
Dies Beerdigen in Zement
Dies sind die falschen Methoden

Dies Ausknipsen von Loddl-
Und Kiezgastwirtslicht
Dies Den-Brillanten-von-des
Toten-Finger-streifen
Dies macht man doch nicht

Sie können sich doch genausogut sportiv keilen
Über Marktabsprache, Fusion
Aber nicht über Leichen
Das ist conditio sine qua non!

»Hühner« halten
Im Freien oder in Erosbatterien
Marihuana verditschen
Tabletten, Heroin

Das geht alles in Ordnung
Das ist Geschäft
Und sündigen tut ja nur nicht
Wer geschäftlich schläft

Aber der aufgesetzte Genickschuß
Und die Zeugen-Abräume

Mit Dummdummunizjon
Verursacht uns Alpträume

Darum, verehrte Killer vom Kiez
Laden wir Sie hiermit ein
Zum Fortbildungskursus
Nach Bad Gastein

Dort, auf unsrer Akademie
Werden Sie geschult
Wie man auf andre Leute Steine schmeißt
Ohne Schuld

Dort lehrt man Sie
Daß alle Gewalt
Vom Staate ausgeht
Nur der darfs machen (kalt)

Wir sind gewiß keine Freunde,
Von Traurigkeit
Und suchen gern Ihre Etablissements auf
Von Zeit zu Zeit

Drum würden wir uns freuen:
Wir im Puff bei einer Prise Schnee
Und es geht keine Kanone los
Herzlichst - Ihre F.D.P.

Ach, und daß wirs nicht vergessen
Es wird demnächst wieder gewählt
Wir rechnen fest mit Ihrer Stimme
Und haben uns hoffentlich nicht verzählt!

Konkret 10/86, S. 80

Harald Inhülsen

Lou Reed

Ein transatlantisches Telefonat mit dem Rock-Veteranen

»Den Besten fehlt es an jeglicher Überzeugung, während die Schlechtesten mit leidenschaftlicher Intensität gefüllt sind!« Nun findet heraus, wo ich hingehöre.

Lou Reed zitiert William Butler Yeats in einem psychologischen Rätsel, mit dem er die klassische Rock-Hymne »Sweet Jane« auf seinem Live-Album TAKE NO PRISONERS (1978) einleitet.

Lou Reed, der große Star-Veteran unter den egomanischen Rock-Musikern, hat uns in seinem bisherigen Leben immer Viel & Wichtiges vorgespielt, wobei er auch für sich Veränderungen vollziehen mußte, die das Leben eben nun einmal erfährt, wenn es gespielt wird. Denn nicht immer können die Probleme ihrem Verursacher auch folgen. Lou Reed: eine Legende, sicherlich.

Als anonymer Fließband-Songschreiber für die Firma Pickwick komponierte Reed Anfang der 60er alles, was man ihm auftrug: vom rauhen Hot Rod Song bis zur Motown Ballade. Mit der elektronischen Rock'n'Roll Band *The Velvet Underground* hinterließ Lou Reed schwankende Schatten - sowohl in der Pop-Musik-Kultur als auch in der modernen und nach-modernen Kunst allgemein. Velvet Underground haben die weiße Form des Rock' n'Roll erfunden, indem sie mit ihr spielten (z.B. im Song »Waiting for The Man«); sie haben den Prosa-Gesang erfunden - Reed gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten Rock-Poeten, die Amerika bis heute hervorgebracht hat. Die strengen/mysteriösen Klang-Symphonien von Reed, John Cale, Sterling Morrison, Maureen Tucker und Star-Gast Nico drückten bestimmte Erfahrungen & Einstellungen aus, die man zuvor in der Rock-Musik noch nie gehört hatte - die Velvets gingen mit ihrer Musik so weit, wie es möglich ist, ohne dabei das Bewußtsein zu verlieren (wodurch sie sich von ihren 60er-Zeitgenossen unterschieden) und sie stellten viele neue Verbindungen her: zwischen Poesie & Schund, Primitivität & Sophistication, Empfindlichkeit & Gewalt. Lou Reed hat mit den Velvets die Phänomene S&M/Bisexualität/Transvestitismus in die Rock Musik eingeführt, lange Zeit, bevor sich David Bowie und Boy George geschmäcklerisch in diese Themen stürzten (um sie auf androgyn-getränkten Bühnenbrettern populär zu machen).

Das eigentlich Absurde an dieser Gruppe war, daß ihre Bedeutung erst von einer späteren Generation erkannt wurde - 'befreienden' Einfluß auf die eigene Generation der 60er hatten die Velvets nicht. Denn diese Zeit wurde bestimmt durch die psychodelische Hippy-Kultur, die naiv und realitätsfern nach der totalen / freien Gemeinschaft strebte. Velvet Underground aber versprachen nie irgendetwas - und blieben auf diese Weise bis heute attraktiv; sie gehörten keiner Bewegung an, sie waren zynische Realisten & Individualisten, die sich mit klarem Kopf (bei durchdringendem Bewußtsein) auf Experimente mit privaten / mysteriösen Ideen einließen und so einen höheren politischen Verunsicherungswert darstellten als irgendeine klassisch politische Gruppe. Velvet Underground praktizierten Kühle & Distanz. Und gerade weil sie so privat waren, und sich ganz in Schwarz radikal selbst setzten (in ihrem Werk), wurden sie für die New Wave Kultur der 80er zu einer historischen & ideellen Quelle.

» ... wenn es wirklich wahr ist, daß man nicht die Erwartungen aller Menschen erfüllen kann, und wenn es wirklich wahr ist, daß man nicht allen Leuten das Gleiche bieten kann, und wenn es wahr ist, daß man sich nicht verstellen kann (der Lauf der Zeit führt zum Gegenteil) - dann muß man schon entschlossen und stark sein, wenn man das Problem in der Öffentlichkeit, auf der Bühne, austragen will, durch Arbeit vor dem Publikum, das sowieso nur den Fall & Untergang seines Idols sehen will. «

(Lou Reed: »Fallen Knights And Fallen Ladies«; 1973)

Lou Reed vagabundiert im Verlauf seiner Solo-Karriere als Rock-Ritter durch so sumpfige / brodelnde Gebiete wie Glitter-Rock (mit dem von David Bowie produzierten Album TRANSFORMER), Heavy Metal (als ROCK'N'ROLL ANIMAL), pure elektronische Feedback-Kakophonie (mit dem epochalen Genie-Streich METAL MACHINE MUSIC), Swing Rock (CONEY ISLAND BABY) und bodenständigem/gestandenem Normal-Rock (alles, was Reed nach seinem düster-orchestralem Mega-Werk THE BELLS aus dem Jahre 1979 veröffentlicht). Und in seinen poetischen Song-Exkursionen durchkreuzt der ehemalige Student der Literatur alles, was Realität & Fiktion hergeben: von der Dekadenz (Drogen, Selbstmord) bis zur Trivial-Story (Mann-Frau-Beziehung, die Liebe).

Im Jahre 1980 erfährt das unstete Leben des Rock-Poeten, der sich fast immer mit einer Sonnenbrille bedeckt zeigt (weil sein linkes Auge nicht mehr dem Befehl des Hirns Folge leistet und ab und zu träge dem Synchronismus entgleitet - ein typischer Schaden, unter dem Drogennehmer zu leiden haben) eine einschneidende Veränderung: Lou Reed heiratet Sylvia Morales und lernt die erfrischenden Landluftausflüge, die er mit Sylvia und Motorrad unternimmt, zu schätzen. Der Mann,

der unter den Augen der Öffentlichkeit erwachsen wurde (»Growing Up In Public«), lernt nun, sein privates Leben zu schützen / genießen / pflegen.

»Sehen sie, das Problem der großen Stars ist der dritte Akt, wie soll ihr Leben nach all dem Glanz und Ruhm enden?« Billy Wilder in einem Gespräch mit dem »Spiegel«.

Lou Reed, der Gefahr lief, nach seinem Glanz & Ruhm mit den Velvet Underground in einer absoluten Lächerlichkeit / Bedeutungslosigkeit zu versinken - als er bei einem Solo-Auftritt inmitten der Hymne »Heroin« seinen Arm abband, den Schuß mit einer echten Spritze simulierte und diese dann dem Publikum als Souvenir aushändigte - dieser Lou Reed konzentriert sich heute im dritten Akt seines Lebens ausschließlich auf seine Frau (der er seine Musik widmet) und seine Gitarre (in die er verliebt ist). Er hat in diesem Jahr mit MISTRIAL eine weiteres, solides Rock-Werk veröffentlicht, mit dem er sich an die bewährte Rolle des gitarrebesessenen Poeten hält.

»Er lügt dir geradewegs ins Gesicht. Er lügt über seine Musik ... und vor allem lügt er, wenn er über sich selbst redet. Aber er modifiziert das, wenn er sagt: 'Meistens sage ich sowieso nicht die Wahrheit.'«

Als ich das Angebot zu einem Reed-Interview bekomme, muß ich gleich an diese Zeilen denken, die der exzentrische Rock-Kritiker Lester Bangs einst nach einer Reed-Begegnung verfaßt hatte. Nun spielt es ja überhaupt keine Rolle, ob da ein Künstler was hervorlügt oder die Wahrheit sagt, solange ein brisantes Paket an Eigen-Sinn und keine pure Dämlichkeit dabei herauskommt. »Die Lüge ist eins der Mittel, um den Gedanken zu suchen,« bemerkt der Philosoph in Jean-Luc Godards »Geschichte der Nana S.«. Wahr jedenfalls ist, daß die New Yorker Plattenfirma des Herrn Reed über ihre Hamburger Niederlassung zunächst einmal bei mir anfragt, um was es denn in diesem Interview gehen solle; gleichzeitig wird bestimmend auf die seit Jahren kursierende Reed-Interview-Zulassungs-Check-Liste verwiesen, die besagt, daß die Themen Privatleben, Sex, Velvet Underground, Drogen und Vergangenheit tabu sind. Es fehlt nur noch die Bedingung, Fragen doch bitte drei Wochen im voraus schriftlich einzureichen.

Nachdem ich mir nun mit einem banalen und doch so entscheidenden »ICH WILL MIT HERRN REED ÜBER SEINE MUSIK REDEN« die Interviewzusage eingeholt habe, bin ich gespannt, ob sich das Banale im Verlauf der Begegnung ins Sensationelle umkehren läßt, oder ob Reed mir nur die Möglichkeit läßt, Sensationelles banal zu dokumentieren. Das Arrangement ist getroffen, und das Telefon klingelt (das Interview wird telefonisch ausgeführt, da auch Reed vom amerikanischen Angst-vor'm-Fliegen-außerhalb-der-Heimat-Syndrom befallen ist und in der nach-Tripolis-und-nach-Tschernobyl-Zeit eine beabsichtigte Promotion-Tour durch Europa nicht zustande kommt).

= Hello, *hier spricht Jay von RCA New York. Sind sie bereit zum Interview? Sie haben 20 Minuten Zeit, no problem? Hier ist Lou, warten sie einen Augenblick. «*

30 Sekunden Rauschen über'm Atlantik. Im Hintergrund spricht der Betreuer zu Reed: »Er ist dran. «

= Reed: »*Hallo*. «

Hallo, wie geht es ihnen?

= Reed: *»Danke, mir geht es gut. Wie geht es ihnen?«*

>Auch gut! Sie sagten einmal (auf dem Album TAKE NO PRISONERS): 'I Do Lou Reed better than Anybody.' Nun gibt es ja viele Künstler, die heute mehr nach Lou Reed klingen als das Original selbst. Die schwedischen Leather Nun spielen ihren düsteren Heavy Rock so schön elektrisierend, wie es einst nur ein Mister Reed auf ROCK' N'ROLL ANIMAL (1974) und THE BLUE MASK (1982) beherrscht hat. Lou Reed Clones gibt es heute viele; wenn ich Sie nun bitte, hier am Telefon Ihre Identität zu beweisen - was würden Sie tun, wie würden Sie agieren?

= Pause. Dann meldet sich wieder der Betreuer Jay, mit hoher Stimme: *»Für diese Art von Fragen haben wir keine Zeit! Wir haben doch abgemacht, daß wir über sein neuestes Album reden und über Projekte, mit denen Lou zu tun hat. Mit diesen Fragen können wir nicht weitermachen, das ist nicht das Interview, wie wir es uns vorgestellt haben. Können wir bitte mit Fragen fortfahren, die mit Lous Musik zu tun haben ?«*

>Na gut. Machen wir weiter. Mit wem spreche ich jetzt?

=Jay: *»Ich bin Jay von RCA Schallplatten. «*

>Ja, das ist mir bekannt. Ich möchte nun aber wissen: spreche ich jetzt mit Lou oder mit ihnen?

= Jay: *»Lou ist hier. Ich sitze neben ihm. Ich habe nur gesagt, daß die Fragen, die Sie stellen, nicht die sind, auf die wir uns vorbereitet haben. «*

> Hören Sie also mit? Will ich jetzt wissen.

= Jay: *»Ja. «*

Seltsam. Da sitzt Lou Reed (44) neben seinem Betreuer Jay vor einer Telefonanlage, und Jay scheint die Aufgabe zu haben, nach einer gestellten Frage auf ein zustimmendes Nicken des Künstlers zu warten - ob er gewillt ist, selbst zu antworten.

Ich adressiere meine nächste Frage eindeutig an Lou:

> Sie singen im Titelsong Ihres Albums MISTRIAL die Zeilen: A want a mistrial, To clear my name, I want to bring may case to the people of New York City«. Fühlen sie sich von den Menschen in New York, ihrer unmittelbaren Umgebung, falsch verstanden, oder gar ungerecht beurteilt?

= Reed: *»Mir war eigentlich nicht klar, worum es in diesem Song geht, bis heute, bis ich das Album fertig hatte und die Leute mich fragten, warum ich es MISTRIAL genannt habe, was mich denn so ärgern würde. Nun, ich glaube, ich habe es wirklich verdient, neu eingeschätzt zu werden. Ich habe in der Vergangenheit viele gute Platten gemacht, die mehr Beachtung verdient hätten. «*

> In einem weiteren MISTRIAL-Song - »Outside« - geht es um die bedrohliche Außenwelt und die schutzversprechende, private Innenwelt. Existiert für Sie eine absolute Trennung zwischen Außen- und Innenwelt?

= Schweigen

> Leben sie heute sehr privat, hinter verschlossenen Türen?

= Reed: *Nun, ich halte mein Privatleben privat, meinen Sie das!«*

> Fühlen Sie sich von der Außenwelt bedroht? Im Song »Outside« gibt es Hinweise darauf.

= Reed: *Nein, ich fühle mich von der Welt draußen nicht bedroht.«*

> Im Video zu Ihrer jüngsten Single »No Money Down« das man im deutschen Fernsehen. nicht zeigen will, treten Sie selbst nicht auf. Sie lassen sich durch eine täuschend ähnliche Reed-Nachbildung in Form eines elektronisch gesteuerten Roboters vertreten, der sich zombiehaft die aschfahle Gesichtshaut abreißt und seinen Schädel brutal zerlegt.

= Reed: *»Es tut mir leid, wenn Sie das brutal finden. Für mich ist es ein recht lustiges Video. «*

> Wollen Sie sich mit diesem Video, dieser Stellvertreter-Selbstzerstörung, von einem Image befreien, das Ihnen noch immer anhängt - das Image des drogengefütterten Zombies, der bitter-bleich durch die nächtliche Urbanität streift (das ROCK' N'ROLL ANIMAL schlechthin)?.

= Reed: *»Nein, das sehe ich nicht. Das Video sollte nur Spaß bringen.«*

> Im Text des Songs singen Sie von Helden, die Sie kannten und die alle lernen mußten, durch Schmutz zu waten. Wer sind Lou Reeds Helden?

= Reed: *»Sie können meine Texte nicht so persönlich nehmen und mich dann bitten, sie auf mein eigenes Leben zu beziehen. Ich sehe mich als Schriftsteller, der allgemein spricht und nicht nur über sich selbst schreibt. Mein Leben ist gar nicht so interessant und mir würde der Stoff ausgehen, wenn ich nur über mich schreiben würde. Ich versuche, aus mir 'rauszugehen und über andere Menschen zuschreiben. Und als Schriftsteller nehme ich mir oft die Freiheit und erfinde Sachen, um möglichst viel in einer kurzen Zeit, die ein Song nun einmal hat, unterzubringen. «*

> »Das Publikum erwartet immer den Fall & Untergang seines Idols.« Sie haben diesen Essay FALLEN KNIGHTS AND FALLEN LADIES vor langer Zeit verfaßt....

= Reed unterbricht hier: *»Ich kann mich nicht über etwas äußern, das ich vor 15 Jahren geschrieben habe. «*

Diese Frage scheint Reed zu ärgern (seine tiefe Stimme hat sich leicht gehoben) und das ruft wieder den Betreuer auf den Plan, der mich bittet, doch nun meine letzte Frage zu stellen, weil man plötzlich unter Zeitdruck leidet, obwohl wir erst 10 der angebotenen 20 Interviewminuten verbraucht haben. Als ich Jay darauf hinweise, wird er deutlicher: unruhig haspelnd, mit einer unsäglichen Fistelstimme, erklärt er mir, daß sich der Zeitplan verändert habe, weil die Fragen nicht mit den abgemachten Themen übereinstimmen. Ich solle doch endlich meine letzte Frage formulieren - man habe eben unerwartete Zeitprobleme.

> Nun, ich hoffe, jetzt wieder von Lou Reed etwas zu hören. Sie haben vor drei Jahren in New York an einer Dichterlesung teilgenommen und ihre Texte zum Album THE BLUES MASK vorgetragen. Gibt es die Absicht, dieses auch mit MISTRIAL zu machen?

= Reed: *»Diese Teilnahme an der Dichterlesung, zusammen mit Jim Carroll, ist eine einmalige Angelegenheit gewesen. Ich glaube, daß sich meine Texte von ganz allein als Poesie qualifizieren und daß sie ohne die Musik bestehen können - obwohl sie mehr Spaß machen, wenn eine Band dazu spielt. Gelegentlich halte ich eben für die Leute eine Lesung ab, um genau das zu dokumentieren. «*

> Ihre Poesie behandelt eigentlich ausschließlich die Themen Liebe, Eifersucht und die Beziehung zwischen Mann und Frau im allgemeinen. Sind das für Sie die entscheidenden Faktoren, die das Leben bestimmen und die Welt regieren?

= Reed: Langes Schweigen. *»Ich habe keine Ahnung, welche Faktoren das Leben eigentlich bestimmen. Darüber muß ich wirklich einmal nachdenken. «*

> Ihre Song-Texte verweisen häufig auf Filme; sie zitieren in »Think It Over« (vom Album GROWING UP IN PUBLIC) mit den Zeilen »WELL LA, DEE, DAH, DEE, DAH« Diane Keaton, die genau dies in einem Film zu Woody Allen sagt.

= Reed: *»Oh! Das haben sie gemerkt!? Es ist wirklich komisch, aber sie sind der erste, der das herausgefunden hat - denn genau so ist es gemeint!«*

> Sie verbringen also viel Zeit im Kino?

= Reed: *»Ja, ich gehe oft ins Kino.«*

>Und welchen Film haben Sie zuletzt gesehen?

= Reed: *»8 MILLION WAYS TO DIE.«*

Das Ende.

»Weil ich Marxist bin, übergehe ich den Tod,« sagt Orson Welles in Pasolinis LA RICOTTA zu einem Reporter und geht seinen Weg.

Konkret 10/86, S. 84

Gertrud Koch

Verspers & Söhne

Schon wieder: Die RAF im Kino. Diesmal hat Bernward Vespers 'Die Reise' den Stoff geliefert. Für einen politischen Film?

Die politische Geschichte der Bundesrepublik hat ohne Zweifel einen ihrer wichtigen Einschnitte mit der Studentenbewegung erlebt. Mit dieser artikulierte sich zum ersten Mal in der kurzen Lebenszeit der Republik eine neue Generation, die sich aus dem konservativen Elitismus deutscher Universitäten gründlich ausgehebelt hatte. Was die Studentenbewegung, von allen Selbstmißverständnissen einmal abgesehen, zu einer historischen Zäsur werden ließ, war die Anbindung an politische Protestformen der westlichen Demokratien. Das heißt, zum erstenmal in der blutigen Geschichte der Republiken auf deutschem Boden und ihrer Zerstörung war eine breite Protestbewegung entstanden, die sich nicht autoritär auf ein Programm festlegen ließ, sondern die die Diskussion, die kritische Auseinandersetzung, die Schaffung neuer Formen der Öffentlichkeit selbst zum Inhalt hatte. Aus diesen Intentionen heraus sind Bewegungen wie die der Frauen, die sexualpolitische Emanzipationsbewegungen

aber auch Bürgerprotestbewegungen entstanden. Dies möchte ich vorausschicken, um zu zeigen, daß viele der neueren deutschen Filme, die sich auf die politische Geschichte seit 1968 beziehen, Dramatisierungen vornehmen, die die Falle, die sie darstellen wollen, über ihnen selbst zuschlagen läßt. Nicht nur Filme wie Hauffs »Stammheim« oder die Margarethe von Trottas entziehen sich in gewisser Weise den Debatten um die Politik der Linken während und nach der Studentenbewegung und thematisieren stattdessen Geschichte als die des Staates und seiner Rebellen. Das ist insofern von fataler Konsequenz, als die bundesdeutsche Linke in der Tat mehr staatstheoretisch als demokratietheoretisch interessiert war. So konnte leicht die These sich breit machen, daß die BRD ein autoritäres Staatsgefüge sei, das weder demokratisch regiert noch kritisierbar ist. Die BRD wurde in diesem Deutungsmuster nicht mehr historisch, sondern politisch-metaphorisch zum Nachfolgeorgan des NS-Staates. Und wo diese Gleichsetzung einmal vollzogen war, wurden dann politische Formen wie der Terrorismus, der bewaffnete Kampf im Untergrund zu scheinbar logisch konsequenten Formen. In diesem Mangel an Bewußtsein von dem, was sich noch demokratisch herstellen läßt und worin sich autoritäre von demokratischen Staaten unterscheiden, wurde in gewisser Weise das neu zu übernehmende Erbe der Studentenbewegung ausgeschlagen.

Die ambivalente These von den Terroristen als den »Kindern Hitlers« greift sozialpsychologisch diese Genese auf. Allerdings ist sie ambivalent insofern, als sie eben nicht die falsche Gleichsetzung staatlicher Systeme meinte, sondern gedacht war im Sinne der Fortsetzung terroristischer Politik, die sich nicht auf den Gegner richtet, sondern den Terror anonym betreibt. Zweifellos haben sich ihre Befürworter und Träger mit einer solchen Wahl aus dem ethischen Konzept der Linken ausgeklinkt. Dennoch lassen sie sich nicht aus der Geschichte der Linken ausgrenzen. Diese Ausgangssituation muß freilich noch im Auge behalten, wer anders als über beliebige andere gewalttätige Gruppierungen von ihnen reden will.

Das eigentümliche Interesse des neuen deutschen Films während der letzten fünf Jahre an Phänomenen des bundesdeutschen Terrorismus erscheint mir legitim, wo es um die Aufdeckung der fundamentalen Verletzung rechtsstaatlicher Prinzipien geht. Zum Problem wird es da, wo der Terrorismus in einem Aufwasch mit der ja durchaus hoffnungsfrohen Studentenbewegung erledigt wird. Zu fragen wäre also doch, warum sich derzeit die filmische Dramatisierung des Terrorismus so attraktiv ausmacht, während es noch kaum etwas über die Studentenbewegung gibt. Da sich die Filme wie der von Hauff, um ein Beispiel zu nennen, ja selbst als »politische Filme« im engeren Sinne verstehen, scheint es doch auch angebracht, den dahinter liegenden Vorstellungen vom »Politischen« einmal nachzugehen.

Markus Imhoff hat sich, zumindest von der literarischen Vorlage her, auf die Studentenbewegung eingelassen. Bernward Vespers Roman »Die Reise« ist freilich selbst alles andere als ein politischer Roman, sondern weit eher ein autobiographisches Prosastück, in dem sich Fiktion, politische Geschichte und Gegenwart in hitzigen sprachlichen Splittern ausdrücken, die gar nicht mehr erst den Zusammenhang einer geschlossen rekonstruierbaren Geschichte behaupten. Sein Roman gehört bereits zu den Entwicklungen, die als Reaktion auf Dogmatisierung und Terrorismus mit »Betroffenheit« reagierten, sich stärker den Problemen der Innenwelt, neuer Subjektivität zuwandten. Im Kontext der Prosastücke des Romans spielen die Kindheitspassagen im Haus des Nazidichters und grausam strengen Vaters des Erzählers eine wichtige Rolle. Daß Markus Imhoff in seiner Verfilmung des Romans diese Kindheitsstücke in schwerfälligen Rückblenden einfegt, die einen breiten Teil des gesamten Films einnehmen, verweist auf die Konzeption: Dramatisierung von Geschichte als paradigmatischer Biographie.

Das bedeutet freilich im Falle des Films eine weitere Einschränkung auf die Vorstellung hin, daß die gesamte Geschichte .der Bundesrepublik sich auf den Nationalsozialismus verrechnen lasse. Insofern verspielt der Film seine eigenen Möglichkeiten. Darüberhinaus wirkt er problematisch auch darin, daß er zwar ein sozialpsychologisches Konzept hat, aber letztlich an der Psychologie seiner Figuren gar nicht sonderlich interessiert erscheint. So wird zwar die männliche

Hauptfigur als sensibel agierendes Opfer der terroristischen Verblendungen seines sozialen Milieus gezeigt, aber die historischen Schlüsselfiguren wie Gudrun Ensslin oder Andreas Baader bleiben leere Klischees. Dramaturgisch baut der Film auf ebenso starke wie triviale Kontrasteffekte von Privatheit und Politik. Wenn das Paar (Ensslin/Vesper) im Bett liegend die Entscheidung für die Geburt eines Kindes trifft, kommt die Gewalt als Einbruch der von einer Demonstration nach Hause kommenden Mitbewohner ins Spiel, die die Intimitätsgrenzen des Paares polternd verletzen. Und die Entscheidung Gudrun Ensslins, sich im Untergrundkampf an der Seite Baaders zu engagieren und ihr Kind zu verlassen, wird durch einen merkwürdigen Schnitt vollzogen: die untreue Frau verläßt auf der Flucht durch die Hintertür der Wohnung ihr bisheriges Leben. Diese Form falscher Privatisierung von Politik hat im deutschen Film eine Tradition, allerdings eine, die nicht gerade in der Intension der Autoren des Neuen Deutschen Films sein dürfte. An die Stelle des alten Konflikts zwischen Privatheit und Politik tritt nun der zwischen Betroffenheit und Politik als Biographisierung. Aber genau an dieser Stelle unterläuft dem dramaturgischen Konzept des Films ein Fehler, der ein Licht auf das emotionale Unterfutter des Films wirft.

Durch die breit ausgespielten Rückblenden in die Kindheit an der Seite eines sadistischen Vaters, als dessen emotionales Opfer der Sohn gezeigt wird, tritt nämlich der eigenartige Effekt ein, daß die Weichheit und Sensibilität des Sohnes, die ihn von den hart und brutal zuschlagenden Freunden aus der Terrorismusszene unterscheiden soll, sich als das Produkt dieses überstrengen, an nationalsozialistischen, darwinistischen Erziehungsritualen orientierten Vaters ausnimmt. Psychologisch schafft das eine diffuse Opferstimmung, in der der Sohn sich einen Zug von Reinheit und Widerstand aneignet. Dies Bild des Opfers, das sich indirekt herstellt, wird dramaturgisch durch die Überklischierung der Vaterfigur abgetrotzt. So kann die Vater/Sohn-Beziehung als eine rein negative erscheinen, ausschließlich von Haß getragen. Damit umgeht Imhoff auf fatale Weise den Kern des Problems, daß nämlich die Beziehung zwischen den beiden Generationen in einer problematischen Mischung aus Schuldgefühl und Liebesbedürfnis besteht. Die Übertreibung führt so zur indirekten Entlastung, sich tatsächlich mit dem Problem der Schuld der Elterngeneration auseinandersetzen zu müssen. Wenn der Sohn das reine Opfer ist, hat er mit der Schuld des Vaters gar nichts mehr zu tun, wird Politik endgültig zum psychologischen Effekt. Das macht »Die Reise« im Kern zu einem unpolitischen Film, der die problematische Ineinssetzung von Opfer und Politik noch einmal emotional vornimmt.

In diesen emotionalen Kontext paßt auch die zweite Leitfigur dieses Generationsdramas, der Sohn des Sohnes, auch er am Ende ein unschuldiges Opfer einer veräußert wirksamen Politik. Das Kind, das zu Beginn vom Vater aus der Kommune in Italien entführt wird, wo es mit der Mutter lebt, auf dem Sprung in ein PLO-Lager Beiruts, wird zum eigentlichen Wiedergutmachungsobjekt. Alle Unbill, die der autoritäre Großvater dem Vater zugefügt hat, wird dieser von seinem Sohn nehmen, während die Mutter fast schon die Nachfolgefigur dieses Großvaters geworden ist. Der Film arbeitet mit einem extremen Psychologisierungsmodell, hierarchisiert dieses aber dramaturgisch, indem nicht alle beteiligten Figuren gleichermaßen der Ehre psychologischer Entlastungen unterzogen werden.

Aber Imhoffs »Reise« scheitert schon im Vorfeld an einer Action-Versessenheit, die Geschichte auf einige pyromanische Effekte und bruitistische Knallereien reduziert. Was dabei noch einmal in die Luft gejagt wird, ist das, was die Studentenbewegung an neuer Politik charakterisiert hat: Analytische Schärfe und eine Debatte über den Zusammenhang von Politik und Lebensformen statt ihrer bloßen Reproduktion.

Damit verspricht »Die Reise« leider keinen Beginn einer historischen Darstellung dieser Generation, sondern nur eine Reise in die bekannten Topoi der Vergangenheit, die nur einmal mehr politischer Reflexion entzogen wird durch eine trivialpsychologische Larmoyanz, die nur mühsam über die formalen und ästhetischen Mängel des Films hinwegschwemmt. Die Frage, was das eigentlich Politische des Neuen Deutschen Politischen Films sein soll, kann auch Imhoff nicht beantworten. Die thematische, inhaltliche Dimension kann es nicht sein, denn sie wird vernichtet in einem Konzept, das wieder einmal bloß den abstrakten Gegensatz beschwört zwischen Opfer und Geschichte, äußerer Gewalt und innerem Leiden.

Konkret 10/86, S. 92

Karl Bernhard

»Sah ich danach nie wieder irgendjemanden, den ich vorher gesehen hatte«

Auf der Biennale in Venedig teilten sich den Hauptpreis, den Goldenen Löwen, zwei Flüchtlinge: Sigmar Polke, geboren im Deutschen Reich, aufgewachsen und ausgebildet in der DDR, zu Anerkennung, Ruhm und Ehre gekommen in der BRD, und Frank Auerbach, der 55jährige Brite, dessen Name auch Hinweis auf seinen Weg ist

So voll, so üppig, so großzügig, fast schon nobel, so richtig nett war es tS schon lange nicht mehr: der Katalog, natürlich gleich doppelt so dick wie all die mageren Jahre zuvor, lag diesmal sogar zur Eröffnung vor, die Eröffnung selbst fand endlich wieder einmal in einem repräsentativen Rahmen statt, und all das war der in den letzten Jahren doch ein wenig arg heruntergekommenen Biennale in Venedig nur möglich gemacht worden durch die freundliche und gar nicht selbstlose Hilfe so rühriger Großunternehmen wie Sony, Volvo, Brionvega, Philip Morris und vieler, vieler anderer. Sie sponsorten auch dieses Kunstspektakel - der Präsident Paolo Portoghesi bezeichnete es ganz selbstverständlich als eine »Mischung aus Showbusiness und Erziehung« - und schon gab es erstmals seit 1968 - Da war doch noch was? Bloß warum nur? - auch wieder Preise. Nie hatte es, so mußte man, wenn man wollte, im geschmäcklerischen »art« nachlesen, »eine Jury leichter, ihre Preise gerecht zu verteilen. Denn abgesehen vom sympathischen Auftritt der Österreicher (Karl Prantl, Max Peintner), der Schweizer (John Armleder, Aldo Walker) und der Griechen (Costas Tsoclis), blieben - nachdem sich der US-Meister Isamu Noguchi mit allzuviel Kunstgewerbe nur selbst disqualifiziert hatte - nur der britische Traditionalist Frank Auerbach und der intelligente französische Konzeptkünstler Daniel Buren übrig. Und natürlich Sigmar Polke, dem zuliebe der Hauptpreis geteilt wurde.«

Wie immer auch dieser wunderbare letzte Satz verstanden werden darf oder soll: Polke, Jongleur mit sich selbst im immer vergnügungs- und umsatzsüchtigen Kunstmarkt, nahm sich selbst zuliebe den halben Goldenen Löwen und juxte, daß er ihn erst einmal ins Pfandhaus bringen werde. Frank Auerbach, anderer Halbpreisträger, hatte Venedig und die Biennale schon vor der Preisverleihung verlassen. Den Kritikern entwischt, zahlten sie es ihm prompt und schnörkellos heim: »Ein wenig originelles Werk« sei, so Werner Spies, in Venedig ausgezeichnet worden und im sozialdemokratischen Feuilleton der »Frankfurter Rundschau« wurde gemutmaßt, ob nach der politischen Wende mit der Auszeichnung Frank Auerbachs gar nun etwa auch die künstlerische vollzogen worden sei. Wo? Hier? Dort? Oder in der FR?

Frank Auerbach ist, so stand es fest, »britischer Traditionalist«. Und er ist es auch nicht. Weder das eine noch das andere. Er ist Brite, Engländer, Londoner. Nicht gebürtig von dort, sondern von hier:

Ich bin 1931 in Berlin geboren. Ich meine, mein Vater war ein Anwalt, der irgendetwas mit Patenturkunden zu tun hatte, meine Mutter war auf der Kunstschule. Vor meinem achten Geburtstag wurde ich nach England geschickt, und faktisch sah ich danach nie wieder irgendjemanden, den ich vorhergesehen hatte, an den ich mich erinnerte. Nur konsequent, daß ich nur sehr wenige Erinnerungen an Deutschland habe.

Seit 1946 lebt er in London, seit 1954 arbeitet er in dem immergleichen Atelier in Camden Town. Mit Grund:

Ich schätze wie viele Immigranten und Konvertiten das Gefühl der Vertrautheit, weil ich weiß, daß man es verlieren kann. Ich liebe London. London ist bisher kaum gemalt worden. Es ist ein fast unberührtes Feld. Monet, Derain, Kokoschka, die mehr oder weniger nur Besucher der Stadt waren, haben sich viel mehr mit London auseinandergesetzt als die meisten hier. Wenn Kunst Ordnung aus dem Chaos erschaffen kann, dann bietet London ein reiches, vertrautes und anregendes Chaos.

Auerbach, den die Ausstellungsmacher von »A New Spirit in Painting« neben die mittlerweile schon wieder recht alt aussehenden Neuen Wilden plazierten und damit nur zu verstehen gaben, daß sie an den Oberflächen kleben geblieben waren, dieser Frank Auerbach hat Zeichnen und Malen gelernt und dieses Lernen als Aneignung und Verarbeitung der Tradition begriffen:

Wie beim Ballettunterricht funktioniert der Zeichenunterricht durch Folgerungen und durch Beispiele über eine längeren Zeitraum hinweg. Man kann das sprachlich nicht ganz erfassen. Ich war ein Schüler Bombergs. Er lernte bei Sickert, der wiederum mit Whistler arbeitete. Whistler übernahm eine Menge von Degas. Sickert arbeitete ebenfalls mit Degas zusammen, zumindest als Modell für eine große Skizze. Degas lernte von Ingres, der bei David studierte. Die Reihe kann bis Raphael zurückverfolgt werden.

Die verkehrte Frage nach den Vorbildern bekommt von Auerbach entweder die listige richtige Antwort:

Ich mag fast alle Künstler irgendwie. Außer dreien. W.C. Fields hat einmal eine Anzeige in »Variety« gesetzt, die da hieß.- »Fröhliche Weihnachten allen, außer dreien«.

oder aber die ellenlange Unvollständigkeit, wie sie auf Anhieb nur jemand zu liefern weiß, der sich seiner nicht sicher ist:

Michelangelo, Rembrandt, Gaudier-Brzeska, Soutine, Ruysdael, Géricault, Turner, Constable, Hogarth, Kossoff, Fragonard, Giacometti, Tintoretto, Tizian, Cimabue, Picasso, Matisse, Leger, Poussin, David, Ingres, Delacroix, Cézanne, Goya, Vermeer, Derain, Manet, Monet, Courbet, Daumier, Piranesi, Piazetta, de Kooning, Albert Pinkham Ryder, Mondrian, Bomberg, Matthew Smith, Sickert, Rubens, Koninck, Veronese, Tiepolo, Dürer, Rodin, aztekische und ägyptische Plastik, afrikanische Kunst, Brancusi, Bacon, Vélasquez, Gainsborough, Whistler, Corot, Vuillard - ich könnte drei Seiten mit Namen füllen und die Liste wäre doch nicht vollständig. Sie alle haben mich stark beeinflußt. Doch, obwohl wir von anderen Kunstwerken angeregt werden, schaffen wir unsere Bilder nach lebendigen Eindrücken. Denn das Ziel der Malerei ist: Rohe Erfahrungen für die Kunst einzufangen.

Auerbach ist kein Meister des flinken Pinsel, obwohl die tiefen und zugleich flüchtigen Arbeitsspuren auf seinen Bildern, der Auf- und Vortrag der Farben, die zerfransten, ausgerissenen oder deutlich geglätteten Oberflächen der Gemälde von Spontaneität und Direktheit als malerischem Programm zu künden scheinen. Dem widerspricht er massiv:

Ich denke nicht viel über die Oberfläche meiner Bilder nach. Ich setze ein Nachdenken über die Oberfläche meiner Bilder vernünftigerweise mit Oberflächlichkeit gleich. Die Oberfläche ist ein Nebenprodukt meiner Arbeitsweise. Wäre meine Art zu denken glatter, wären auch meine Oberflächen makelloser. Ich habe eine Technik gefunden, die meinen Bedürfnissen angemessen scheint. Das ist nicht ungewöhnlich. Picasso hat in acht Stunden so viele radikale Wandlungen geschaffen wie ich in acht Tagen. Whistler, beispielsweise, übermalte gewöhnlich bei jeder Sitzung sein ganzes Bild.

Das ist weniger Marotte als Ausdruck der Suche und auch der Sehnsucht nach dem einen Bilde, nach dem endgültigen Bild mit der Gewißheit, daß dieses, erst einmal gemalt, alle anderen und sich selbst hinfällig machte. Es bleibt: die Suche, der Prozess des Suchens in der Darstellung, das Erfinden des Spontanen. Eine geduldige und langsame Arbeit. Und immer wieder aufs Neue: Erinnerungsarbeit. An Landschaften. Körpern. Gesichtern. Man weiß von Auerbachs Bindung an seine Modelle. Immer wieder dieselben Personen, denen er sich zu festen Terminen konfrontiert sieht:

Ich möchte keine Unterbrechungen. Sie sollen nicht das Gefühl haben, es sei mir nicht ernst damit.

Ober zwölf Jahre hat er eine Frau immer wieder gemalt und gezeichnet, bis zu ihrem Tode. Mit einer anderen arbeitet er seit acht Jahren, einmal die Woche:

Wenn ich mit einem Modell arbeite, mache ich keinen Strich ohne dessen Anwesenheit. Es ermutigt mich, etwas zu riskieren. Wenn ich eine Landschaft als Vorlage habe, mache ich fast täglich eine Skizze. Diese taugen oft nur als Gedächtnisstütze.

Erinnern. Vergegenwärtigen. Die eigene Geschichte. Die eigene Geschichte des Malens. Das Malen. Auerbach, so berichtet man, haben beim Malen häufig zahlreiche aufgeschlagene Bücher um sich herum auf dem Boden zu liegen mit Abbildungen von Gemälden: Dürer, Hals, Rembrandt, andere. Als Kontrolle und Herausforderung zugleich:

Man lernt, seine eigenen Bestleistungen zu erbringen und hört auf, den Maßstäben, die von anderen aufgestellt wurden, nachzueifern.

Auf die lange Frage eines Interviewers, ob er immer noch, wie vor Jahren in einem anderen Interview angedeutet, darauf bestehe, daß es die wichtigste Aufgabe der Malerei sei, etwas zu entdecken, was es zuvor noch nicht gab, etwas, »was in der Erinnerung als eine neue Art von Lebewesen zurückbleibt«, antwortet der jetzt 55jährige, dem als Siebenjährigen die Vergangenheit genommen worden war, klar und einfach und rechthaberisch:

Ja.

Die Werke Frank Auerbachs werden im kommenden Jahr in der BRD ausgestellt: Vom 18. Oktober bis 30. November im Hamburger Kunstverein und vom 16. Januar bis 1. März 1987 im Museum Folkwang in Essen. Zu den Ausstellungen erscheint ein von beiden Museen gemeinsam herausgegebener Katalog. Die Zitate Auerbachs in dem vorstehenden Text sind zum größten Teil einem Interview des Malers mit Paul Bonaventura entnommen. Das Interview erschien in der niederländischen Kunstzeitschrift »Metropolis«

Konkret 10/86, S. 96

Günter Amendt

Appetithappen

Hat irgendwer Lust auf 'ne kleine Zwischenmahlzeit? Was soll's, Lust oder keine, es wird besprochen, was über den Ladentisch auf den Plattenteller kommt, auch wenn Bob Dylan mit seinem in fünf Studioküchen zusammengestellten Album Knocked Out Loaded nur einige Appetizer serviert.

Eine kalte Platte, von einer Ausnahme abgesehen, klang- und belanglos. Nur der Elfminutensong »Brownsville Girl« hinterläßt einige Geschmackserinnerungen. Ein road-movie-song von der Art: we drove that car as far as we could. Sam Shepard, mit Dylan seit »Renaldo und Clara« durch ein Mißverständnis verbunden, ist der Co-Autor. Damals während der »Rolling Thunder Review« war Shepard als Drehbuchautor verpflichtet worden, doch hatten sich die Dinge bei den Dreharbeiten irgendwie verselbständigt. Von Shepards Ideen blieb nicht viel übrig. Diesmal hat die Zusammenarbeit besser geklappt, so gut, daß Mikal Gilmore in seiner »Rolling Stone«-Titelgeschichte der »special summer double issue« Schwierigkeiten hat herauszufinden, wo Dylans Dichtung endet und die von Shepard beginnt: »Aber es ist ganz leicht herauszuhören, wem der Song wirklich gehört.« Tatsächlich, fährt Gilmore fort, kenne er keinen, der diese Traumgeschichte von erfüllter und versagter Liebe, von verblassenden Helden und verlorenen Idealen, von Hoffnung und Tod so heiter rüberbringe wie eben dieser Sänger und Songschreiber »Dabei sitzt er direkt vor einem, voll konzentriert auf die Geschichte, so als höre er sie in ihren erstaunlichen Verwicklungen selbst zum ersten Mal. Wenn das die Art ist, wie Dylan als songwriter alt wird, dann beschließe ich«, immer noch Gilmore, »glücklich darüber zu sein, mit ihm alt zu werden.«

Auch Robert Shelton macht sich in seiner Dylan Biographie »No Direction Home«, die noch in diesem Jahr bei Hodder und Stoughton erscheinen wird, und für die ein deutscher Verleger sich noch nicht gefunden hat, Gedanken über Dylans Alterswerk. Dylan hatte ihm »in a summing-up mood« ein Stichwort geliefert, als er sich fragte, was sein werde, »when I'm not around to sing anymore.« Er hoffe, daß einer kommen werde und an dem anknüpfe, was er tut. Und einen Schritt weiter geht. Dylan: »Ich bin so weit gegangen wie ich konnte. Niemand, den ich gesehen habe, ist auch nur einen Schritt weiter gegangen.« Das ist die Wahrheit und nichts als dieselbe.

Altersreflexionen eines Künstlers sind nie verfrüht und gerade dann besonders produktiv, wenn im Werk selbst vom Altern nichts zu spüren ist. Dylan mag so weit gegangen sein wie kein anderer, noch sind Ankunftszeit und Fahrziel in keinem Kursbuch vermerkt, noch ist jedes Konzert der Zeitpunkt und jede Bühne der Ort, wo alles passiert - und was passiert, ist mehr denn je Rock und Roll, pulsierend und kraftvoll ohne jemals heavy zu werden. The rolling isn't gone. Man sollte sich wohl abgewöhnen die oft zufälligen Plattenveröffentlichungen in einem Atemzug zu nennen, mit dem, was Dylan auf der Bühne tut, denn eigentlich sind alle Dylanplatten nur Rohfassungen seiner Lieder, so sorgfältig sie studiotechnisch arrangiert und bearbeitet sein mögen. Es sind veröffentlichte Songideen, die sich erst auf der Bühne voll entfalten. Oder auch nicht.

Das musikalische Sommerereignis war denn auch nicht die Platte, die hier zum Anlaß genommen wird, auf Dylan zurückzukommen, sondern die »Uue Confessions Tour« mit Tom Petty und The Heartbreakers. Auf dieser Tour haben von den neueren Liedern »1 Remember You« und »When The Night Comes Falling From The Sky« ihre öffentliche Bewährungsprobe glanzvoll bestanden. Dylans Gesangs- und Interpretationskunst ist auf einer nie zuvor erreichten Höhe, es scheint fast, als habe er erst jetzt die Bedeutung seiner jugendlichen Geniestreiche wirklich erfaßt, als sei er erst jetzt 'reif, sie emotional auszuloten und künstlerisch zu gestalten. Es geht nicht ums Altern sondern ums Erwachsenwerden.

Mit »Tom Petty And The Heartbreakers« hat Dylan eine Band, wenn auch wohl nur vorübergehend, die man getrost mit »The Band« vergleichen darf, ohne die Unterschiede zu verwischen. Die Intensität des Zusammenspiels erlaubt den Vergleich, sie wird auf dem im »Sydney Entertainment Center« aufgenommenen Einstundenfilm »Bob Dylan in Concert« auch sichtbar. Dylan on Petty And The Heartbreakers: They're quick and they know the fundamental music.«

Petty on Dylan: »He pushes us, were gonna push backm Nichts von dem, was sich von Neuseeland über Australien nach Japan in die USA abgespielt und entwickelt hat, ist auf der Platte zu hören. Die Zusammenarbeit verendet vielmehr in einer sterilen Studioeinspielung von »Got My Mind Made Up«, einem Gemeinschaftswerk von Petty und Dylan ohne push und ohne push back. Ähnlich glatt, bzw. von Studioatmosphäre und Studiotechnik geglättet, sind auch die restlichen Nummern. Nur zwei Lieder hat Dylan alleine geschrieben, eines hat er arrangiert und drei in Co-Produktion verfaßt. Zwei Lieder stammen aus der Werkstatt von Kollegen und davon ist nur der Kris Kristofferson-Song erwähnenswert, nicht seiner lyrischen oder musikalischen Qualitäten wegen, auch nicht wegen interpretatorischer Besonderheiten. »They Killed Him« fällt seiner Helden wegen auf.- Mahatma Ghandi, Martin Luther King und Jesus Christus. Der nun wieder. Bereits in Australien hatte Dylan sein Publikum mit der provozierenden Frage angemacht, wen man denn hier als *heroe* verehre. Perhaps Mel Gibson? Or Michael Jackson? Or Bruce Springsteen? Anyway, er wolle jetzt von *seinem* Helden singen. Sagt es und fällt »In The Garden« ein. Die Szene setzte er an den Anfang des HBO Videofilms. Ein mutiger Sprung und ein starkes opening, auch wenn dieses Lied, in dem es um den Verrat an Jesus und dem Zerfall seiner Clique geht, nicht zu den

musts in Dylans Repertoire gehört. Doch Dylans born-again Periode ist endgültig vorüber, sie ist nur noch, wie er Shelton gesteht, »part of my experience«.

Man muß den Jesus, von dem Dylan jetzt (wieder) spricht in der Nachbarschaft von Ghandi und King sehen. Da macht er sich gut, einfach als Typ. Ein kluger etwas ausgefreakter jüdischer Bengel mit einer phantastischen Story und einer akzeptablen message. A heroe. Helden sind ein Dylan Thema. Schon immer gewesen. Doch kämpfen seine Helden auf Schlachtfeldern »where every victory hurts.«.

Konkret 10/86, S. 100

Ernest Mandel

Versöhnt und gespalten - Die Arbeiterbewegung in den USA

Weshalb gibt es keine sozialistische Massenbewegung in der führenden kapitalistischen Industrienation mit der zahlenmäßig größten Lohnarbeiterschaft der Welt?

Generationen von Historikern und Soziologen haben versucht, diese zentrale Frage zeitgenössischer Geschichte und Politik zu beantworten. Dabei standen und stehen sich zwei Schulen gegenüber: Die eine betrachtet die USA als einen strukturell begründeten endgültigen Sonderfall; ihre Theorie ist die des *american exceptionalism,* der »amerikanischen Ausnahme«. Die andere erklärt das Ausbleiben der politischen Selbständigkeit der US-Arbeiterklasse aus zeitlich begrenzten, das heißt: konjunkturellen Gründen; sie weist darauf hin, daß die Arbeiterklasse der USA mindestens dreimal - in den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts, zwischen der Jahrhundertwende und dem ersten Weltkrieg sowie zwischen 1936 und 1946 - den Durchbruch zur politischen Selbständigkeit versucht hat und dieser

ich jedes Mal in Folge eines dialektischen Zusammenspiels objektiver und subjektiver (politisch-ideologischer) Faktoren mißlang.

Die erste Theorie kommt zu dem Schluß, daß es eine sozialistische Massenarbeiterbewegung in den USA nie geben wird. Die zweite läßt erwarten, daß es in der Zukunft wiederum Chancen für eine solche Bewegung geben wird.

Dabei sehen sich die Gründe, die von den ernsteren Vertretern beider Schulen zur Erklärung des Ausbleibens einer sozialistischen Massenbewegung angegeben werden, sehr ähnlich. Beide führen an, daß die größere soziale Mobilität der bürgerlichen Gesellschaft in den USA, bedingt zunächst durch die *frontier,* die sich nach dem Westen verschiebenden Grenzen des »freien Grund und Boden«, dann durch die Massenimmigrationswellen, das Proletariat strukturell instabil gehalten habe; die jeweils letzte Immigrationswelle bildete jeweils eine neue Unterschicht - heute die Chicanos und Zentralamerikaner.

Weiter wird die Tatsache angeführt, daß es in den USA keine Kontinuität zwischen jakobinisch-radikaler kleinbürgerlicher und sozialistisch-proletarischer Demokratie (Sozialdemokratie) gegeben hat. Diese fehlende Kontinuität entspricht einerseits der fehlenden feudalen Vergangenheit, d. h. der Schwäche der bürgerlichen- und kleinbürgerlich-revolutionären Tradition, andererseits der Einführung des allgemeinen Wahlrechts schon ab den Jahren 1840 durch den Populismus von Andrew Jackson.

Schließlich werden der größere Reichtum der US-bürgerlichen Klasse im 20. Jahrhundert, sowie die große Ausdehnung und Verschiedenheit des Landes als Erklärung dessen angeführt, daß ansetzende nichtbürgerliche Massenbewegungen leichter integriert werden konnten als in Europa, Australien oder Japan. Die praktische Schwierigkeit des Durchbruchs einer »dritten Partei« verlockten dementsprechend die pragmatische amerikanische Arbeiterklasse immer wieder zur Eingliederung in das traditionelle Zwei-Parteien-System.

Mike Davis' Buch »Phoenix im Sturzflug« (Originaltitel: »Prisoners of the American Dream«) reiht sich als bisher bester Versuch einer marxistischen Synthese dieser Faktoren in die lange Serie der Arbeiten ein, die diesem Thema gewidmet sind. Sein methodischer Schlüssel besteht darin, die Dialektik von objektiven und subjektiven Geschichtsfaktoren in die *kumulativen Ergebnisse dreier historischer Niederlagen der Arbeiterbewegung,* am Ende der drei oben aufgewählten historischen Chancen des Durchbruchs, ausmünden zu lassen.

Dieses Herangehen an das Problem läßt sich leicht in die allgemeinere Erscheinung der relativen Autonomie der langen Wellen des Klassenkampfs eingliedern, die wir im Rahmen unserer Theorie der »langen Wellen der kapitalistischen Entwicklung« (siehe das gleichnamige Buch, auf deutsch beim I.S.P.-Verlag, Frankfurt, 1985) als eines der Grundmerkmale zeitgenössischer Geschichte ausgearbeitet haben.

Der erste Teil von Mike Davis' Buch, der die drei großen Chancen 1875-1886, 1900-1912 und 1936-1946 analysiert, und die Gründe der ihnen folgenden Niederlagen aufdeckt, bildet den besten Teil der Arbeit. Die Analyse ist präzise und konkret. Sie verbindet eine detaillierte politische und ideologische Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung mit einer Untersuchung der sich jedes Mal spezifisch ändernden ethnischen und beruflichen Schichtung der Lohnarbeiterschaft.

Viele neue, der europäischen Linken kaum bekannte Zusammenhänge werden dabei geklärt. So weist Davis z. B. darauf hin, daß der dauerhafte Masseneinfluß der katholischen Kirche, erst auf die irischen und später auf die italienischen und polnischen Bestandteile des amerikanischen Proletariats, ursprünglich auf die mehr populistische, weniger ultramontane Rolle des Klerus am Ende des 19. Jahrhunderts zurückzuführen ist. Der amerikanische Klerus war eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste Quelle der Wende des Vatikans zur Schaffung der katholischen Arbeiterbewegung (mit den Enzykliken »Quadragesimo Anno« und »Rerum Novarum«).

Es ist bezeichnend, daß jeder der drei großen historischen Mißerfolge des Versuchs zur Eroberung der politischen Autonomie der amerikanischen Arbeiterklasse sich sowohl durch die Integration der Gewerkschaften in die Demokratische Partei - die sogenannte Roosevelt-Koalition bleibt dafür beispielhaft - als auch in einer langfristig ansteigenden po*litischen Apathie* der Masse der Arbeiterwähler ausdrückte. Bei den Präsidentschaftswahlen des Jahres 1984 haben, mehr als 60 Prozent dieser Wähler sich der Stimme enthalten. Dies erklärt, nebenbei gesagt, auch das wachsende Gewicht der Mittelstandswähler, der sogenannten »schweigenden Mehrheit« (in Wirklichkeit: der »stimmenden Minderheit«).

Der zweite Teil von »Phönix im Sturzflug«, der sich mit der Entwicklung der letzten Jahre sowie mit den Perspektiven befaßt, ist weniger überzeugend. Mike Davis beschreibt den dramatischen Niedergang der amerikanischen Gewerkschaften in den sechziger und siebziger Jahren, eng verbunden mit dem fatalen Fehlschlag der Organisierung der Lohnabhängigen im Süden und Westen des Landes, wohin sich ein wachsender Teil der Industrie verschiebt. Dieser Fehlschlag war verbunden mit dem Unwillen der Gewerkschaftsbürokratie, die alten rassistischen Apparate der Demokratischen Partei im Süden frontal anzugreifen. Nach der Lyndon Johnson-Präsidentschaft führte diese Strategie zu einem Zusammenbruch des Einflusses der Gewerkschaften auch in der Demokratischen Partei selbst. Ein Teil der Bürokratie versuchte (und versucht) sogar, ins Reagan-Lager überzuwechseln. Die Gesamtbilanz ist eindeutig: der politische Einfluß der amerikanischen Gewerkschaften liegt heute auf dem tiefsten Stand seit Anfang der dreißiger Jahre.

Mike Davis erklärt diesen Rückgang hauptsächlich aus ideologisch-kulturellen Gründen: der historisch bedingte Rassismus, später zusätzlich Nationalismus, der weißen Arbeiterschaft. Die Schlußfolgerung, zu der er gelangt, ist die, daß sich eine sozialistische Massenbewegung in den USA heute und morgen nur - oder wenigstens hauptsächlich - auf eine Koalition der unterdrückten und unterprivilegierten Schichten stützen kann: der Schwarzen, der Latinos, der Erwerbslosen und der unterbezahlten weißen Minderheit.

Würde dies zutreffen, so wäre eine solche Massenbewegung bzw. sozialistische Massenpartei zur Marginalisierung und Niederlage verurteilt. Es gibt kein Beispiel eines Landes, wo nicht die produktive, besser bezahlte Mehrheit der Lohnarbeiterschaft die materielle Basis einer politisch wirksamen Autonomie des modernen Proletariats geschaffen hätte. Die einzige sozialistische Massenpartei in der Geschichte des Kapitalismus, die sich nur oder hauptsächlich auf Randschichten stützte, die KPD zwischen 1930 und 1933 - im Gegensatz zur KPD zwischen 1920 und 1924 - ist kurzfristig auf tragische Weise zugrunde gegangen.

Davis stützt sich in dieser Perspektive auf eine falsche Interpretation von Lenins Was *tun?* Betrachtet man die Leninsche Organisationstheorie in ihrer Gesamtheit, wie sie von Anfang des 20. Jahrhunderts bis zum 3. Kongreß der Komintern entfaltet und vervollständigt wurde, so ergibt es sich unmißverständlich, daß Lenin genau wie Marx und Engels die Ansicht vertritt, eine revolutionäre Vorhutspartei könne nur im Zusammenspiel mit einer *mehrheitlich* wenigstens periodisch antikapitalistisch selbständigen, objektiv-ökonomisch wirksamen Arbeiterklasse ihre historische Rolle erfüllen.

Die Unzulänglichkeit der Davis'schen Perspektive hat ihrerseits einen methodischen Hintergrund. Was wir als eine *relative* Autonomie des Ausgangs der historischen langen Wellen des Klassenkampfs und des Klassenbewußtseins betrachten, wird in »Phönix im Sturzflug« verabsolutiert. Wer jedoch den Nexus zwischen Ideologie und Ökonomie sogar langfristig ausschaltet, neigt paradoxerweiser dazu, die politischen Optionen mechanisch auf wenige oder eine einzige zu reduzieren, weil er die ideologisch-kulturellen Manipulations- und Kontrollmöglichkeiten des Kapitals überschätzt.

Rassismus und Nationalismus (der heute u. a. in der Forderung von Schutzzöllen zum Ausdruck kommt) eines Teils der weißen Arbeiterklasse in den USA haben ihre materielle Basis in den großen Einkommensunterschieden, die von segmentierten Arbeitsmärkten abgedeckt sind. Im kapitalistischen Europa, in Australien, z. T. in Kanada, hat sich das Einkommensgefälle innerhalb der Arbeiterklasse seit Ende des 19. Jahrhunderts dramatisch verringert. Das ist die materielle Basis elementarer Klassensolidarität auch auf politischem Gebiet, nicht zuletzt weil ein Teil dieser Errungenschaft politisch erkämpft und abgesichert wurde (Sozialgesetzgebung). In den USA ist dies nicht geschehen. Da wurde umgekehrt die Segmentierung des Arbeitsmarktes hundert Jahre lang konsolidiert. Dieser Prozeß hat wiederum eine ökonomische Basis. In drei aufeinanderfolgenden Wellen gelang es der herrschenden Klasse, so große Produktivitätsgewinne zu erzwingen, daß sie der Mehrheit der weißen Industriearbeiter und -Angestellten bedeutende Einkommensvorteile gegenüber dem Rest der Klasse gewähren konnte. Die Kriegs- und Nachkriegsproduktivität 1940-1968, mit dem Durchbruch der amerikanischen Industrie zur Hegemonie auf dem Weltmarkt, war die bisher letzte dieser drei Wellen.

Die entscheidende Frage ist demnach die folgende: kann der amerikanische Kapitalismus der Mehrheit der weißen produktiven Lohnarbeiter auf die Dauer dieses Einkommensgefälle zu den Randschichten sichern, trotz seinem schwindenden, wenn nicht gar verschwundenen Produktivitätsvorsprung auf dem Weltmarkt?

Beantwortet man diese Frage mit ja, dann gibt es keinen Grund, die Theorie der dauerhaften »amerikanischen Ausnahme« abzulehnen. Beantwortet man sie dagegen mit nein, dann wird die historische Tendenz einer Erosion des Einkommensgefälles innerhalb des amerikanischen Proletariats, d. h. einer Vereinheitlichung des amerikanischen

Arbeitsmarkts auf die Dauer die Überhand gewinnen. Dann wird sich objektiv die materielle Basis der Klassensolidarität erweitern, trotz aller gewiß nicht zu unterschätzenden ideologisch-kulturellen Hindernisse.

Automatisch führt dies allerdings nicht zur selbständigen Politisierung der amerikanischen Arbeiterklasse. Bewußte sozialistische, in die Klasse integrierte Kader erfüllen dabei eine unumgängliche Vermittlungsfunktion. Aber die *Möglichkeit* dieser selbständigen Massenpolitisierung ist somit wenigstens gegeben. Und dies bedeutet, daß trotz der gegenwärtig umgekehrten Tendenz, historisch die Europäisierung amerikanischer Politik sich eher durchsetzen könnte, als die Amerikanisierung europäischer Politik.

Der Unterschied unserer Perspektive zu jener von Mike Davis hängt eng zusammen mit einer unterschiedlichen Einschätzung der Zukunft des US-Imperialismus. Davis betont, wie wir, den Niedergang der Hegemonie des US-Kapitals auf dem Gebiet der Industrieproduktion. Er glaubt jedoch, dieser Trend könne langfristig durch die militärisch-politische Hegemonie Washingtons, z. B. durch seine finanziell-monetäre Vormachtstellung, neutralisiert werden.

Wir sind diesbezüglich eher skeptisch. Die Geschichte des britischen Imperialismus nach der Jahrhundertwende zeigt, daß es einer Imperialmacht auf die Dauer nicht gelingen kann, mit militärisch-politischer oder (und) finanziellen Mitteln den Verlust des Produktivitätsvorsprungs bzw. den Niedergang ihres Anteils an der industriellen Welterzeugung wettzumachen.

Umgekehrt: da wir überzeugt sind, daß der US-Imperialismus mit allen Mitteln versuchen wird, seine militärisch-politische Hegemonie zu erhalten, ist er gezwungen zu versuchen, seinen industriellen Niedergang zu bremsen und wenigstens zum Teil rückgängig zu machen. Dies wiederum erfordert, unter den heutigen Konkurrenzbedingungen auf dem Weltmarkt, einen tendenziellen Generalangriff auf die höheren Einkommen der Mehrheit der weißen Industriearbeiter und -angestellten.

Wie dem auch sei, die Tatsache, daß »Phönix im Sturzflug« alle diese weltgeschichtlich so entscheidenden Fragen aufwirft, bestätigt, daß es sich um ein wertvolles, tiefschürfendes und zum Nachdenken anreizendes Buch handelt.

Mike Davis. Phönix im Sturzflug. Zur politischen Ökonomie der Vereinigten Staaten in den achtziger Jahren. Rotbuch Verlag, 220 Seiten, DM 22,

Konkret 10/86, S. 105

Michael Kunitzsch

Schone Beute

Über Bilder, Banken und Mäzene

Menschheit ist Kundschaft. Gut. Aber Gott und die Gebrüder Saatchi schufen den Konsumenten nicht, daß es ihm wohl ergehe auf Erden, sondern zu einem Höheren: daß es den Unternehmern wohl ergehe. Da der Konsument aber launisch ist, verliert er das Höhere leicht aus den Augen. Besonders an trüben Tagen, wenn der Geigerzähler besonders heftig tickt, sinkt die Kauflust spürbar. In dieser Zeit, die doch ein wenig erschrocken ist vor der Möglichkeit, daß es ernst mit ihr werden könnte, verlangt es den Konsumenten nach Zerstreuung. Deshalb wird er kurzfristig in einen Sportsfreund verwandelt, damit aus ihm später wieder ein Konsument werden kann. Denn was ist die Menschheit vor dem Ende gegen Boris im Finale?

Bislang dachten die Unternehmer, damit sei es getan. Die Fußballvereine und Tennisclubs, okay, das ging ins Geld, aber was hatte allein die Gewaltenteilung verschlungen. Bazon Brock, intellektueller Vorneverteidiger, klärte den Irrtum auf. »Wie erstaunt war man in diesen Kreisen, als man endlich zur Kenntnis nehmen mußte, daß der Sport inklusive des Sports im Fernsehen nur ein Drittel der Anzahl von Bürgern zu interessieren vermag, den allein die deutschen Theater aller Sparten für sich zu interessieren vermögen.« Und warnend: »Kirche und Staat, Wirtschaft und Militär werden ihre Macht an die Kultur abtreten müssen, weil nur noch in der Kultur Begründungen für das Handeln der Individuen und Kollektive gefunden werden können.« Das saß.

Man hätte geglaubt, daß eine so unerbittliche Gegenwart, die schon alle Kraft aufgeboten hatte, einen Zadek und einen Biolek hervorzubringen, nun kaum noch die Energie haben würde, die Kunst aus ihrem Inkognito zu locken. Das Gegenteil trat ein. Der Geist, der einst als dritter von links dastand, fand zu sich selbst zurück und warf sich in einem Anfall »offensiver Affirmation« (Peter Glaser) dem Unternehmertum zu Füßen. Das nahm ihn freundlich auf und ward fortan hervorragend tätig.

Die Strategien lieferten vorerst die auch hier fortgeschrittenen USA, die ihren Kulturbetrieb für die Propaganda der Waren aufbewahrt und damit gerettet hatten. Charles Long, Werbechef des De-Young-Museums in San Francisco, erläuterte jüngst in der FAZ das Marketing für Kunstaussteller: »Wir brauchen sogenannte *blockbusters.* Darunter versteht man mit Hilfe von Werbekampagnen hochgejubelte Ausstellungen, die sonst kaum so große Kreise anziehen würden.« Als Sponsor für die Direktfinanzierung wird zunächst ein großer Konzern gesucht, der zugleich die überregionale Werbung übernehmen kann, dafür im Gegenzug die Schau zur Eigenwerbung nutzen darf. Als Submäzene werden dann lokale Firmen, Hotels, Transportunternehmen, Getränkehersteller, usw. eingeworben, die ebenfalls spenden oder Leistungen erbringen. Hinzu kommen die Nebeneinnahmen in Form von Katalogen, Posters, T-Shirts, Souvenirs. Die Ausstellung »Französischer Impressionisten« wurde mit 550.000 Besuchern zum drittbesten *blockbuster* der lokalen Geschichte. Der Telefonriese AT & T griff dafür tief in die Tasche. »So großzügig wurden wir noch nie zuvor gefördert.«

Großzügig sind die Konzerne auch, wenn es um den Kunsteffekt fürs eigene Haus geht. Pioniere sind seit den sechziger Jahren die Banken der Ostküste. Inzwischen gibt es in den USA kaum noch eine Bank, die das Thema Kommerz nicht mit einer Akzentuierung kultureller Interessen verbrämte. Allein die New York Chase Manhattan Bank bringt es auf 11.000 Exponate, verteilt auf 300 Filialen im In- und Ausland. Darunter befinden sich koreanische Malereien, präkolumbianische und Eskimo-Kunst, Ostasiatika, Fotos, Skulpturen, Gemälde, Arbeiten von Jasper Johns bis Anselm Kiefer. Für Ausbau und Aufbesserung hat der Aufsichtsrat der Bank in diesem Jahr 1,7 Millionen Dollar zur Verfügung gestellt.

Nachahmer dieses Konzepts ist inzwischen die Deutsche Bank in Frankfurt, die in den 37 Geschossen ihrer glitzernden Zwillingstürme rund 700 Bilder bundesdeutscher Künstler untergebracht hat. Oben die 37. Etage ist Beuys reserviert, Immendorff liegt auf halber Höhe, im 18. Stock, Salome und Hödicke sind bloß Parterre. Zusammengestellt hat das Privatmuseum - Zutritt für Außenstehende verboten - Städeldirektor Gallwitz, der sein Gehalt von der Stadt bezieht.

Wie ihr New Yorker Vorbild lassen sich die Deutschen Banker gern für das »Bemühen um Humanisierung des Bankgeschäfts, das Bestreben nach Verschönerung der Arbeitsplätze und die Ermutigung zeitgenössischer Künstler« rühmen - so das »Handelsblatt« über die »neuen Medicis«. Renaissancefürst oder Devisenhändler - die Kunst soll das Ansehen des Auftraggebers heben, nur versteht der letztere das auch noch als Sozialpolitik.

Das Preis-/Leistungsverhältnis bleibt trotzdem gewahrt. Denn zum Ruhm und zur Kapitalanlage kommt die Steuerersparnis, da die Kunst-Investition den Anteil für das Finanzamt erfreulich schrumpfen läßt. Die Rechnung geht für das Unternehmen immer auf. »Ich kann ihnen sagen, daß wir mit den 150.000 Dollar, die wir unserem Kunstprogramm zugewiesen haben, viel mehr für unser Geld bekommen, als mit einer vergleichbaren Anzeigenkampagne.« (Paul H. Elicker, Präsident der SCM Corporation).

Deshalb sind auch alle dabei: Olivetti geht mit dem restaurierten Kruzifix von Cimabue auf Weltreise, Fiat finanziert das Futurismus-Unternehmen in Venedig, RAT war bei Friedrich und Runge dabei. Kaum ein größeres öffentliches Ausstellungsprojekt der letzten Jahre, von den Staufer-Bayern- und Preussenschauen bis zum »Festival der Frauen« in Hamburg vom »Anti-WAAhnsinn« (Coke) bis zum PEN-Kongreß, (Bertelsmann) - stets waren finanzkräftige Sponsoren mit von der Partie.

Der gewiefteste unter den Mäzenen, die Imagepflege in Einheit mit Kunstakkumulationen betreiben und dabei die öffentlichen Kassen plündern, ist Schoko-Prinz Peter Ludwig (De Beukelaer, Trumpf, Mauxion). Er versteht es, Kunst und Kommerz so segensreich miteinander zu versöhnen, daß am Ende immer ein schöner Batzen Reichtum und reichlich Schönheit übrigbleiben. Seine Sammelwut, die gnadenlos Breker und Sitte vereint, stürzte gleich mehrere Städte in Haushaltskrisen. Aachen bekam ein »Weltkunstzentrum« versprochen und muß dafür 30 Millionen parat halten. Oberhausen sitzt mit 500 Dauerleihgaben von DDR-Kunst auf einem Schuldenberg und kann kaum den Projektleiter bezahlen. Die Stadt Köln, die in diesem Monat ihr 280 Millionen DM teures Wallraf-Richartz/Museum Ludwig eröffnete (teuerstes Neubauprojekt der an neuen Museumsbauten nicht eben armen Republik) muß nun allein an Folgekosten jährlich 25 Millionen DM aufbringen. der Ankaufsetat für alle Kölner Museen liegt schon jetzt bei Null. Ludwig selbst (»Die Kunst spiegelt die Zeit und mit der Zeit auch die gesellschaftlichen Verhältnisse«) strich inzwischen für sein marodes Unternehmen 46 Millionen DM an staatlichen Subventionen ein, 2000 Arbeitsplätze waren dennoch hinüber.

So ist das Geheimnis, das die Kunst umgibt und in das sie eingeht, bloß ein Geschäftsgeheimnis.

Konkret 10/86, S. 106

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Der Rainald Goetz, der sich der mit seiner Abneigung erworbenen Zuneigung gar nicht erwehren kann, hat auch die »Frankfurter Rundschau« herumgekriegt:

Er holzt und bolzt gegen Kulturmafiosi, Groß- und Kleinkollegen, gegen das Politikergesindel samt seinen perversen staatlichen Institutionen (Familie, Kapatilismus etc.),

nämlich gegen alles und also gegen nichts. Das Zauberwort heißt in solchen Fällen Mafia. Gibt es sie, dann gibt es auch die honorigen Geschäftsführer des Betriebs, an die man sich auf diese furiose Weise heranholzt und -bolzt. Unklar bleibt nur, was Kapatilismus ist. Druckfehler oder neue französische Philosophenschule?

Vor einiger Zeit hatte Hermann Mayer, der Vorsitzende des Reichsbundes der Kriegsopfer und Hinterbliebenen, das Wort geprägt, die Rentner dürften nicht die Sparschweine der Nation werden. Damals habe ich gesagt, das seien die Bilder, die ich liebe, und dies war dem Reichsbundesvorsitzenden Ermutigung genug, die Wendung auszubauen und zu vertiefen, bis er jetzt erklären konnte, er sei

nicht gewillt hinzunehmen, daß aus den Frontschweinen des Krieges die Sparschweine der Nation werden.

Man lebt doch nicht umsonst.

Der »Weser-Kurier« aus Bremen gibt Ratschläge fürs »Wandern in Marokko«:

Grundwissen der arabischen Sprache und der islamischen Moral sind zu empfehlen. Als Mitbringsel und Gastgeschenke eignen sich Hefte, Kalender, Kugelschreiber, Spielzeug, Feuerzeuge, Bonbons, billige Quarzuhren und ähnliches,

sowie die christliche Hoffnung, daß zum Grundwissen der Sprache nicht gehört, was Kolonialistenpack auf Arabisch heißt.

Ob man Bewußtsein nennen sollte, was F. K. Fromme in der »Frankfurter Allgemeinen« so ausbreitet, will ich nicht entscheiden. Ich kenne bloß das Sein, aus dem es entsteht:

Von »realem Gehalt«, das ein neues Treffen mit dem amerikanischen Präsidenten haben müsse, hat der sowjetische Parteichef Gorbatschow gesprochen. Das ist eine fordernde Frage..

Eine Gehaltsforderungsfrage eben. Wieviel wollte der sowjetische Parteichef haben, brutto, mit Auslandszuschlag und Arbeitgeberanteil? Der Fromme weiß es. Er hat in seinem Buch der Bücher nachgesehen: in der Lohnsteuertabelle.

Die »Welt« rät ihrer Partei, sich des Kanzlers nicht länger zu schämen:

Ein wenig hat die Union sich auch einschüchtern lassen, hat sich dazu treiben lassen, ihren Spitzenmann hinter der Partei zu verstecken. Das war falsch. Es sah nach Angst aus. Ein erfolgreiches Unternehmen braucht (und darf) seinen Spitzenmanager nicht unter den Scheffel zu stellen.

Offenbar ist nicht gemeint, dem Kanzler sei ein Licht aufgegangen, das er nicht unter den Scheffel stellen (zu) dürfe, denn man soll auch nicht übertreiben. Vielmehr müsse der Kanzler an sich als Licht verstanden werden, weil seine Partei so prächtig funzele, er also nicht sein Licht, sondern sie ihren Helmut so plazieren müsse, daß er, wie Luther sagt, brennet und leucht frey auf dem Leuchter, der Arme.

Der Politikprofessor Hans-Peter Schwarz hat sich namentlich geärgert, daß der Journalist Peter Koch ihn im Rennen um die erste Adenauer-Biographie um eine Buchsaison geschlagen hat, und rächt sich fürchterlich:

Zeitzeugen, Journalisten und die Verfasser zeitgeschichtlicher Memoiren, so schätzenswert ihre Hinweise oder Darstellungen vielfach sind, müssen ab und zu freundschaftlich darauf hingewiesen werden, daß es zwischen ihren Berichten und der im strengen Sinne wissenschaftlichen Arbeit Unterschiede gibt.

Einen kennen wir schon: Die Strengen verpassen das Herbstgeschäft. Einen zweiten Unterschied nennt der Professor eine Seite später:

Das Buch ist meiner Frau gewidmet. Unsere Diskussionen über Adenauer ziehen sich jetzt über mehr als ein Vierteljahrhundert unseres gemeinsamen Lebens hin,

haben also im strengen Sinne schon silberne Hochzeit gehalten.

Während ich selbst eher zu den skeptischen Beobachtern gehöre und lange Zeit zwischen der von mir in wesentlichen Aspekten für richtig gehaltenen Politik Adenauers und dem mich anfänglich kalt lassenden Menschen unterschied, fand sie seine Politik eher soso lala, blieb aber beharrlich bei ihrer Meinung, daß der Alte Herr von einzigartiger Klasse sei..

Und das Töchterchen? Hat es den schützenswerten, aber skeptischen Papa ab und zu freundschaftlich darauf hingewiesen, daß es im strengen Sinne wissenschaftlicher Arbeit besagte Kalkleiste voll daneben oder echt geil findet?

Bürgermeister von Dohnanyi erklärt den »lieben Genossinnen und Genossen« den Hamburger Kessel:

Der Versuch der Hamburger Polizei, drohende Gewalt zu verhindern, schlug bei der Einschließung auf dem Heiligengeistfeld um zu einem schließlich sogar wohl rechtswidrigen, stundenlangen Festhalten von vielen friedlichen Demonstranten. Diese Ereignisse haben Regierung und Partei in eine schwierige Lage gebracht,

aus der sie sich aber dadurch befreien konnten, daß sie den Pawelczik, der die Polizei angefeuert hatte, zum Innensenator ernannten, auf daß nicht mehr der Versuch umschlage, sondern nur noch die Polizei. Als Verantwortliche für das schließlich sogar wohl rechtswidrige Festhalten wurden die Ereignisse, welche Regierung und Partei in eine schwierige Lage gebracht haben, vom Dienst suspendiert und disziplinarisch bestraft. Dann wandte sich die Regierung wieder ihren Geschäften zu:

Herr Bürgermeister Dr. Klaus von Dohnanyi bittet zu einem Vortrag von Herrn Professor Dr. Norbert Elias mit dem Thema »Probleme der Menschheitsintegration - im Prozeß soziologischer Sicht«. Anschließend Imbiß

Vermutlich war nicht die Menschheitsintegration gemeint, die auf dem Heiligengeistfeld versucht worden war, sondern bloß die Probleme im Prozeß einer Sicht, welche die Menschheit oder doch ihre soziologisch wertvollsten Teile am kalten Buffet integriert. Ich bin nicht hingegangen.

Auch habe ich einen Beitrag nicht gelesen, den die Zeitschrift »Sozialismus« unter den Titel gestellt hatte:

Über Schwierigkeiten, mit Rosa Luxemburg umzugehen

weil Probleme der Nekrophilie mich vielleicht noch weniger interessieren als die der Menschheitsintegration.

In der »Frankfurter Allgemeinen« kommt Maetzke noch einmal auf sich zurück:

Als vor wenigen Wochen ein junger westdeutscher Kommunist im fernen Nicaragua umkam, war die vorgeschriebene Lesart, daß er beim Bau einer Wasserleitung das Opfer von Mördern geworden sei - die angestiftet, organisiert, ausgebildet und bezahlt seien von der amerikanischen Regierung.

Aber das wäre ja bloß die Wahrheit gewesen, da nicht einmal die »FAZ« bestreitet, daß die USA die Contra mit Geld, Waffen, Ausbildern und Strategien versorgen und diese Leute den Bernd Koberstein ermordet haben. Die Lesart jedoch hatte Maetzke selbst vorgeschrieben, der in der »FAZ« erklärte, daß der tote Kommunist selbst schuld sei, und der nun sagt, daß im fernen Nicaragua ein Kommunist umkam, man weiß nicht wie. Zum Opfer aber wurde der Maetzke:

Wer das hierzulande zu bekopfschütteln wagte, mußte sich in acht nehmen,

ob ihn Terroristen wie ich nicht zu bearschtreten wagen.